

Unverkäufliche Leseprobe



Peter-André Alt
Die Kanzler und die Intellektuellen

Geschichte einer unbequemen Beziehung

2026. 811 S., mit 49 Abbildungen
ISBN 978-3-406-83720-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/38780324>

Peter-André Alt

DIE KANZLER
UND DIE
INTELLEKTUELLEN

Historische Bibliothek der GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung wurde gemeinsam mit dem Verlag C.H.Beck gegründet. Ihr Ziel ist es, ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, grundlegende Erkenntnisse aus dem Bereich der Historischen Geisteswissenschaften einer interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Die Stiftung unterstreicht damit ihr Anliegen, herausragende geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen zu fördern – in diesem Fall in Form eines Buches, das höchsten Ansprüchen genügt und eine große Leserschaft findet.

Zuletzt erschienen:

Jill Lepore: Diese Wahrheiten

Eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika

Gudrun Krämer: Der Architekt des Islamismus

Hasan al-Banna und die Muslimbrüder

Thomas O. Höllmann: China und die Seidenstraße

Kultur und Geschichte von der frühen Kaiserzeit bis zur Gegenwart

Holger Gzella: Aramäisch

Weltsprache des Altertums

Karl-Joachim Hölkeskamp: Theater der Macht

Die Inszenierung der Politik in der römischen Republik

Wolfgang Behringer: Der große Aufbruch

Globalgeschichte der Frühen Neuzeit

Winfried Nerdinger: Architektur in Deutschland im 20. Jahrhundert

Geschichte, Gesellschaft, Funktionen

Peter Schäfer: Das aschkenasische Judentum

Herkunft, Blüte, Weg nach Osten

Pedro Barceló: Geschichte Spaniens in der Antike

Von den Phönikern bis zum Kalifat von Córdoba

Stig Förster: Deutsche Militärgeschichte

Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart

Susanne Heim: Die Abschottung der Welt

Als Juden vor verschlossenen Grenzen standen

Martin Zimmermann: Versunkene Welten

Ruinenstädte in der Antike von Troja bis Pompeji

Peter-André Alt

DIE KANZLER
UND DIE
INTELLEKTUELLEN

GESCHICHTE
EINER UNBEQUEMEN
BEZIEHUNG

C.H.Beck

Autor und Verlag danken der Gerda-Henkel-Stiftung
für die großzügige Förderung und die Aufnahme des Werkes
in die Historische Bibliothek der Gerda-Henkel-Stiftung.

Mit 49 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Willy Brandt und Günter Grass, 1969,

ullstein bild – bpk/Digne M. Marcovicz

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83720 3

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

| | |
|---|----|
| Einleitung | 11 |
| I Republikanische Autokratie: Konrad Adenauer 1949–1963 | 17 |
| 1. In Führung (1945–1949) | 18 |
| Amusisches Gedankenleben 19 – Wertesystem 21 – Deutsche Innerlichkeit 23 – Eine ‹prähistorische› Persönlichkeit 25 | |
| 2. Energisch und sachlich im Amt (1949–1953) | 27 |
| Regierungserklärung für Realisten 27 – Der Beraterkreis 29 – Kultur und Arbeit 35 – Gegenentwürfe: Theodor Heuss, Carlo Schmid 37 – Wiedervereinigung und Westintegration 39 – Verantwortung der Künstler und Denker 41 | |
| 3. Das Bonner Treibhaus (1953–1957) | 43 |
| Kanzlerdemokratie mit festen Hierarchien 43 – Bleierne Atmosphäre 45 – Die Gruppe 47 engagiert sich 47 – Aufbau der Bundeswehr 49 | |
| 4. Absolute Mehrheit, wachsende Opposition (1957–1961) . . . | 50 |
| Protest gegen die Wiederbewaffnung 51 – Theologische Verteidigung 53 – Atomare Aufrüstung als sittliche Frage 57 – Die skeptische Generation 63 – Alles auf Stabilität 65 – Streit über den öffentlichen Rundfunk 67 – Rechte Publizistik 71 | |
| 5. Der Alte, der nicht weichen will (1961–1963) | 74 |
| Durchsichtige Manöver 75 – Schriftsteller für eine neue Regierung 77 – Konservative und reaktionäre Milieus 81 – Heimatlose Linke 85 – Tonlagen in der <i>Spiegel</i> -Affäre 91 – Polemiken 97 – Rheinischer Katholizismus 99 – Abschied und merkwürdige Kontinuitäten 101 | |

| | |
|---|-----|
| II Spätberufener ohne Fortüne: Ludwig Erhard 1963–1966 | 105 |
| 1. Patriarch und Modernisierer (1949–1963) | 106 |
| Ein Minister als Messias 107 – Kein zweiter Adenauer 109 – Kulturklagen eines Ökonomen 111 | |
| 2. Der Volkstribun (1963) | 113 |
| Die Macht wirbt um den Geist 113 – Eierköpfe als Berater 117 – Auschwitz-Prozess 121 – Öffentliche Rolle der Intellektuellen 123 | |
| 3. Pannen und Pech (1964–1965) | 125 |
| Verjähmung der NS-Verbrechen? 127 – Geschichtsvergessene Stadt- und Bauplanung 129 – Vor der Bildungskatastrophe 133 – Außenpolitisches Ungeschick 135 – Ringen um die Medien- herrschaft 137 – Modell der ‹formierten Gesellschaft› 139 – Geistige Mobilisierung 143 – Ein Kanzler beschimpft Schriftsteller 145 – Nachspiele 147 | |
| 4. Von der Wiederwahl zum Rücktritt (1965–1966) | 152 |
| Kritik von vielen Seiten 153 – Gedanken über Intellekt und Macht 155 – Schneller Abgang 157 – Die sprachlose Intelligenz 159 | |
| III Staatskünstler mit Vergangenheit: Kurt Georg Kiesinger 1966–1969 | 163 |
| 1. Glänzen in der zweiten Reihe (1949–1966) | 164 |
| Schöngest und zugleich Belasteter 165 – Wortgewandter Parlamentarier 167 – Kultur- und Bildungspolitik in Stuttgart 169 | |
| 2. Ein Überraschungskanzler (1966–1967) | 171 |
| Entstehung der Großen Koalition 171 – Intellektuelle verachten Kompromisse 175 – Selbstinszenierung und NS-Vergangenheit 179 – Umbauten 181 – Regieren als Hochamt 183 | |
| 3. Außerparlamentarische Opposition (1967–1968) | 189 |
| Aufruhr gegen die Notstandsgesetze 191 – Schüsse in Berlin 195 – Revolutionsphantasien 197 – Linker Faschismus? 199 – Überall Protest 201 – Das Unverständnis der Älteren 203 – Reform oder anderer Staat 205 – Eine Ohrfeige mit Folgen 209 | |
| 4. Selbstüberschätzung (1969) | 211 |
| Nur kurze Beruhigung 211 – ‹Ein Stück Machtwechsel› 213 – Vermarktungsstrategien 215 – Von der Zeit überholt 217 | |

| | |
|--|-----|
| IV Charisma und Melancholie: Willy Brandt 1969–1974 | 221 |
| 1. Der Kandidat und die Köpfe hinter ihm (1961–1969) | 222 |
| Allianzen eines Hoffnungsträgers 223– Günter Grass macht Werbung 225 – Kandidat mit Bohème-Nähe 231 – Sozialdemokratische Wählerinitiative 233 – Linke Intelligenz und dynamische Kampagne 237 | |
| 2. Ehrgeiziger Aufbruch (1969–1971) | 239 |
| In ungewohnten Rollen 241 – Mehr Demokratie wagen 245 – Ein anstrengender Ratgeber 247 – Veränderte Führungsformen 251 – Rede vor Schriftstellern 253 – Symbolik und literarische Selbsterklärung 255 | |
| 3. Terrorismus, Ostverträge und Neuwahlen (1971–1972) | 258 |
| Innere Sicherheit 259 – Heinrich Böll unter Sympathisantenverdacht 261 – Gescheitertes Misstrauensvotum und Rückenwind 263 – Lebensqualität als Programm 265 – Nebenwirkungen eines Sieges 269 | |
| 4. Kanzlerdämmerung mit Trauerrand (1973–1974) | 271 |
| Küchenkabinett der Journalisten 271 – Intellektuelle in Parlament und Regierung 273 – Viel Geist, wenig Realpolitik 275 – Hamlet in Bonn 279 – Zerreißkräfte 281 – Theoretiker an der Macht 285 – Abgründige Agentenaffäre 291 – Rücktritt eines Schwermütigen 293 | |
| V Management durch Prinzipien: Helmut Schmidt 1974–1982 | 297 |
| 1. Macher im Aufwind (1953–1974) | 298 |
| «Ein Löwe mit Grundsätzen» 299 – Politik als Kampfsport 301 – Künste und Pflichten 303 | |
| 2. Mehr als ein Stilwandel (1974–1976) | 303 |
| Sachliche Regierungsarbeit 305 – Einfluss Karl Poppers 307 – Moral und Politik 309 – Siegfried Lenz, der Freund 313 – «Freiheit statt Sozialismus» 317 – Die DDR und ihre Dissidenten 321 | |
| 3. Der herausgeforderte Staat (1977–1978) | 321 |
| Deutscher Herbst 323 – Krisenstab mit Schriftstellern 325 – Sympathisanten-Debatte 327 – Dialektik des Engagements 329 – Nachdenken und Entscheiden 331 – Prioritäten 335 | |

| | |
|--|---------|
| 4. Fundamentale Differenzen (1978–1982) | 339 |
| Schriftstellerschelte aus Bayern 341 – Ökologische Bewegungen 343 – Alternative Politikentwürfe 345 – Streit um die Nachrüstung 353 – Kritik der Zweckrationalität 357 – Ein Gegenspieler 361 – Die sozialliberale Koalition zerbricht 365 – Elegien und Elogen 369 | |
| VI Verkörperte Macht: Helmut Kohl 1982–1998 | 371 |
| 1. Junger Konservativer und ehrgeiziger Kandidat (1959–1982) . | 372 |
| Politischer Aufsteiger 373 – Mobilisierung gegen den linken Trend 375 – Die CDU und die kritische Intelligenz 383 – Akademiediskurse 387 – Schwieriger Beginn in Bonn 389 | |
| 2. Endlich am Ziel (1982–1983) | 389 |
| «Geistig-moralische Wende» ohne Intellektuelle 391 – Bürgerliche Erneuerung oder Rechtsruck 393 – Der Kanzler als Biedermann 397 – Bauch und Bodenständigkeit 399 – Pazifismus statt Mittelstreckenraketen 401 – Ausflüge in die Kultur 403 | |
| 3. Grundwerte, Geschichtspolitik, Patzer (1984–1989) | 405 |
| Missglückte Erinnerungsrituale 405 – Reverenz an Ernst Jünger 407 – Von Bitburg zum Historiker-Streit 409 – Stilblüten und Ungenauigkeit 413 – Ein Museum wird geplant 415 – Die Köpfe fehlen 419 | |
| 4. Geeint und entzweit (1989–1994) | 419 |
| Verfassungspatriotismus 421 – Unerfreuliches 423 – Mauerfall und erste Verhandlungen 425 – Plädoyers gegen die Wiedervereinigung 427 – Mit Tempo vorwärts 431 – Wirtschaftskrise, Stimmungswandel, Terror 439 – Gewalt und falsche Rhetorik 441 – Wahlsieger ohne programmatische Vision 445 | |
| 5. Unbewegt zum Ende (1995–1998) | 445 |
| Wo sind die konservativen Intellektuellen? 447 – Präsenz des Reaktionären 449 – Staatsmann mit Vertrauensverlust 451 – Martin Walsers Paulskirchenrede 453 – Nicht nur ein Provinzfürst 455 | |

| | | |
|------|--|-----|
| VII | Entscheidungslust: Gerhard Schröder 1998–2005 | 459 |
| 1. | Aufstieg von links (1980–1998) | 460 |
| | Ein langer Marsch 461 – Pragmatiker und Connoisseur 463 – Kreativer Wahlkampf mit Prominenten 465 | |
| 2. | Fehlstart und ›Hundejahre‹ (1998–1999) | 467 |
| | Regierung der ›Erfolgerschrockenen‹ 467 – Zwischen Hedonismus und Realismus 471 – Kulturpolitische Dispute 477 – Kritik von Popliteraten 479 | |
| 3. | Anfänge der Berliner Republik (1999–2002) | 479 |
| | Hauptstadtmodelle 481 – Maler und Dichter im Kanzleramt 485 – Verstrickungen der Achtundsechziger 487 – Experten und Weltdeuter 489 – Journalisten als ›public intellectuals‹ 493 | |
| 4. | Scheitern durch Reformen (2002–2005) | 493 |
| | Lesungen in der Rotunde 495 – Riskante Arbeitsmarktpolitik 497 – Schriftsteller-Einsatz 499 – Kampf um die Agenda 2010 501 – Intellektuelle gegen den Irak-Krieg 503 – Schwieriges Regieren 505 – Vertrauensfrage und Aufholjagd 509 – Siegesrhetorik eines Verlierers 513 | |
| VIII | Die Zeichendeuterin: Angela Merkel 2005–2021 | 515 |
| 1. | Schnelle Karriere, langsame Annäherung (1989–2005) . . . | 516 |
| | Die Unterschätzte 517 – Geschlechterrollen und Frauenmacht 519 | |
| 2. | Ein neuer politischer Habitus (2005–2009) | 520 |
| | Helferinnen im Hintergrund 521 – Mit Hölderlin das Offene wagen 523 – Audienzen für Künste und Wissenschaft 525 – Entzauberung einer Intellektuellengeneration 527 – Nationale und internationale Feuerproben 529 – Biermanns Lob 533 | |
| 3. | Ausdauer (2009–2013) | 533 |
| | Deutschland-Lektionen 535 – Guttenberg-Affäre und Wissenschaftspolitik 539 – Griechenland, Grass und Europa 541 – Wahltriumph einer Glanzlosen 543 | |

| | |
|---|---------|
| 4. Emotionen und Entscheidungen (2014–2017) | 546 |
| Polarisierende Flüchtlingspolitik 547 – Neokonservative Kritiker, liberale Unterstützer 551 – Anschwellender Populismus 555 – EU-Krise und Feindbilder 559 – Lehren aus der Geschichte 563 | |
| 5. Was in Krisen von Grundsätzen bleibt (2018–2021) | 563 |
| Rechte Diskurse 565 – Nachfolgeregelung 569 – Abgewogene Reden 571 – Pandemie-Debatte 573 – Freiheitsbegriffe 579 – Die Kunst der Abdankung 581 | |
| IX Vorsicht als Mission: Olaf Scholz 2021–2025 | 585 |
| 1. Erfahren durch anspruchsvolle Ämter (1998–2021) | 586 |
| Leser, Jungsozialist, Anwalt 587 – Schnörkellose Politik in Hamburg und Berlin 589 – Vizekanzler mit soziologischem Wissen 591 – Nominierung eines scheinbar Chancenlosen 595 | |
| 2. Der Überraschungssieger (2021) | 596 |
| Eine effektive Wahlkampagne 597 – Regierungserklärung mit Leitbild 599 – Kritische Resonanzen 601 | |
| 3. Zeitenwende (2022–2023) | 603 |
| Intellektuelle für und gegen Rüstungsexporte 605 – Klugheit oder Lethargie 611 – Debatte mit Gelehrten 615 – Belesen, aber kein Redner 619 | |
| 4. Die große Unsicherheit (2023–2025) | 621 |
| Umstrittenes Konfliktmanagement 621 – Führungserwar- tungen 625 – Ungeduld der Gesellschaft 627 – Extremlagen und Reputationsverlust 629 – Neue Aufgaben für ‹Reflexionseliten› 637 – Haltungen eines Kanzlers 641 | |
| Fazit | 645 |
| Anhang | |
| Anmerkungen | 655 |
| Quellen und Forschung | 769 |
| Bildnachweis | 793 |
| Personenregister | 795 |

Einleitung

Deutschlands Kanzler pflegten einen sehr unterschiedlichen Umgang mit den Intellektuellen. Einige wagten den direkten Angriff, andere ignorierten die Vertreter des Geistes; es gab Versuche der Annäherung und des offenen Austauschs, Bekundungen des Respekts und der Sympathie, Äußerungen der Abwehr, der Verwerfung und Verachtung. Zu manchen Zeiten wurde die Bundesrepublik unter Ausschluss ihrer Intellektuellen, in anderen Phasen – sie waren die Ausnahme – mit ihnen als einflussreichen Ratgebern und Meinungsbildnern im inneren Zirkel der Macht regiert.

Dieses Buch untersucht die Beziehungen zwischen Macht und Geist von 1949 bis heute. Es fragt nach den zentralen Themen- und Reflexionsfeldern in einem Gebiet, das oft erwähnt, aber kaum systematisch erforscht wurde. Wie engagierten sich bundesdeutsche Intellektuelle in öffentlichen Diskussionen mit den gewählten Regierungschefs und wo unterstützten sie deren Karrieren auf dem Weg zur Macht? Wie verarbeiteten die Kanzler Vorschläge und Tadel, Zustimmung und Angriffe vonseiten der Repräsentanten der Wissenschaft, Kultur und kritischen Publizistik? Welches Bild der Intellektuellen vertraten sie selbst, und wie spiegelten sich die großen Diskurse der Zeit in ihrem Handeln? Wo wurden Debatten gemeinsam und wo neben- oder gegeneinander geführt? Gab es informelle oder sogar offizielle Modelle des Austauschs zwischen Kanzlern und Intellektuellen in je unterschiedlichen Graden von Diskretion und Exklusivität? Welche divergierenden Rollen spielten im Blick auf das Machtzentrum die linksliberale und die rechtsgerichtete Intelligenz? Und wie veränderten sich die Modelle, Abläufe und Wirkungsgrade öffentlicher Politikdebatten im intellektuellen Raum zwischen 1949 und heute? Der Blick auf das spannungsvolle Verhältnis von Geist und Regierungskunst enthüllt dabei auch den weitreichenden Stilwandel, dem die Techniken der Machtsicherung

und Entscheidungsfindung auf dem Weg von der Bonner zur Berliner Republik unterlagen.

Das Buch wird sich in chronologischer Folge von 1949 bis zum Februar 2025 mit Deutschlands acht Kanzlern und seiner Kanzlerin in ihrem Verhältnis zu den Intellektuellen ihrer Zeit beschäftigen. Es fragt – jeweils von der Seite der politischen Macht ausgehend – danach, wie Regierungshandeln durch geistige Interventionen beeinflusst, durch öffentliche Debatten geprägt und gesteuert wurde; wie es sich gegen intellektuelle Positionen abgrenzte oder mit ihnen arrangierte, sie ausschloss oder einbezog. Auf diese Weise offenbart sich ein typenhaftes Spektrum unterschiedlicher Rollenauslegungen und Kanzlerpersönlichkeiten, zugleich aber auch ein Panorama vielfältigster Formen der Regierungskultur im historischen Mit- oder Gegeneinander von Macht und Geist in der Bundesrepublik.

Wer sind die Intellektuellen, von denen hier die Rede ist? Es handelt sich um vier Gruppen: zum ersten die «sozial freischwebende Intelligenz» ohne Beruf und Bindung, wie sie Karl Mannheim in expliziter Anlehnung an einen Begriff Alfred Webers kennzeichnete, zum zweiten die Professorinnen und Professoren, die Gelehrten und Wissenschaftler in institutionellen Funktionen, drittens die Publizisten und Journalisten mit einem über das reine Tagesgeschäft hinausgehenden geistigen Anspruch an ihre öffentliche Tätigkeit und viertens die Künstler – primär Schriftsteller –, sofern sie sich durch eine auch intellektuelle Programmatik und Selbstreflexion in Rolle und Arbeit definieren.¹ Diesen vier Gruppen ist gemein, dass sie üblicherweise die Macht von außen in Augenschein nehmen, keine politischen Ämter mit entsprechender Verantwortung bekleiden und keinen diesbezüglichen Karriereehrgeiz hegen, dass sie Politik ohne formale Befugnisse beobachten und eine kritische Haltung gegenüber der Regierung an den Tag legen; dabei können sie im Habitus grundsätzlicher Opposition und konsequenter Verweigerung verharren, doch ebenso um Modifikationen des Bestehenden durch eigene Beiträge sei es programmatischer oder gelegentlich sogar pragmatischer Art bemüht sein.² Übergreifendes Merkmal dieser sozialpsychologisch zu verortenden Einstellungen ist der Nonkonformismus, der eine prinzipielle Distanz zu festen Weltanschauungen, aber auch zum politischen Kompromiss, zur pragmatischen Zweckrationalität und zu strategischen Techniken der Macht-sicherung begründet.³ Solche Distanz beruht nicht auf einer philoso-

phisch, soziologisch oder historisch geprägten Sichtweise, sondern auf einem moralisch motivierten Autonomieanspruch, wie das Ralf Dahrendorf hervorhob.⁴ Daraus ergibt sich zugleich, dass die politischen Interventionen der Intellektuellen kaum strikten Positionen folgen oder bestimmten Lagern zuzurechnen sind, da sie in den seltensten Fällen durch klare Gruppen- oder Parteizugehörigkeit fundiert sind.⁵

Unabhängig vom vielschichtigen Ausgangsstatus als beruflich Ungebundene, verbeamtete Wissenschaftler, Publizisten oder Künstler agieren Intellektuelle in der Öffentlichkeit häufig mit einer selbstbewusst beanspruchten Allzuständigkeit bei unterschiedlichsten Themen und Sachgebieten, ohne dass sie, wie es Sartre betonte, dazu direkt mandatiert sind.⁶ Da sie weder politische oder wirtschaftliche Verantwortung tragen noch über konkrete fachliche Expertise auf einzelnen Feldern verfügen, besetzen sie in gesellschaftlichen Debatten bevorzugt die Rolle des Universal-Experten, die ihnen schon Joseph A. Schumpeter und nach ihm auch Michel Foucault zuschrieben.⁷ Diese Neigung zur Einmischung in Dinge, «die sie nichts angehen», wird ergänzt durch einen meinungsfreudigen Habitus, der, im Sinne Pierre Bourdieus, die eigene Freiheit dokumentiert, indem er Einstellungen unterstreicht und nach außen sichtbar macht.⁸ Weitaus pathetischer nannte Sartre das mit Hegel die Verhaftung an ein «unglückliches Bewusstsein», die zu einem «monströsen» Nonkonformismus und zum permanenten Reflektieren über die Widersprüche unseres gesellschaftlichen Lebens führe.⁹ Weil es bei den Perspektiven der Intellektuellen jedenfalls auf einen autonomen Standpunkt mit Distanzmöglichkeit ankommt, wie Wolf Lepenies definiert hat, sind die Fachexperten, die – verstärkt seit Beginn der achtziger Jahre – in beratender Rolle für Regierungen oder Parlamente wirken, aus dem zentralen Untersuchungsfeld des Buchs ausgeschlossen.¹⁰ Sie sollen zwar nach Kriterien der geistigen Unabhängigkeit und objektiven Einschätzung Empfehlungen abgeben, agieren jedoch aufgrund des Auftragscharakters ihrer Tätigkeit gegenüber der Politik weniger autonom als die oben beschriebenen vier Gruppen.

Signifikant ist die starke männliche Dominanz beim Typus der öffentlichen Intellektuellen. Was für die fünfziger und sechziger Jahre nicht überrascht, irritiert nach 1970, als sich die Geschlechterbilder von früheren Vorurteilen befreien: das Fehlen weiblicher Stimmen im Chor der

Meinungen über die Rolle der deutschen Kanzler. Gewiss traten Frauen seit Beginn der Geschichte der Bundesrepublik immer wieder als kritische Intellektuelle hervor; neben anderen zu nennen wären hier so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Ilse Aichinger, Marion Gräfin Dönhoff, Margarete Mitscherlich, Luise Rinser, Ulrike Meinhof, Dorothee Sölle, Carola Stern, Alice Schwarzer, Christa Wolf und Juli Zeh. Jedoch geschah das bis in die neunziger Jahre hinein nur punktuell, während das Rollenmuster der intellektuellen Intervention bei Fragen von Politik und Macht einem über viele Dekaden «männerbündisch» (Axel Schildt) organisierten Milieu vorbehalten blieb.¹¹ Das hatte auch darin seinen Grund, dass der publizistische Sektor zumeist männlich dominiert war. Die großen Magazine, Wochen- und Tageszeitungen, Rundfunk und Fernsehen, im weiteren Sinne die einflussreichen Verlage wurden bis zum Ende der neunziger Jahre von Männern geführt und geprägt. Die Netzwerke und informellen Verbindungen, Meinungskartelle und Zirkel schlossen in der alten Bundesrepublik, aber auch noch in der ersten Dekade nach der Wiedervereinigung Frauen nahezu komplett aus, was sich erst parallel zur Ära Angela Merkels zu ändern begann. Ähnliches galt für die Verbindungen im Feld der Literatur, allen voran für die Gruppe 47, die überwiegend von Männern beherrscht und in der Phase ihrer politischen Aktivitäten – nach 1960 – von ihnen vertreten wurde.¹²

Intellektuelle Interventionen bleiben Sprechakte, die der politischen Macht Gegenentwürfe, Alternativen und abweichende Möglichkeiten des Handelns präsentieren.¹³ Im dänischen Exil hatte Bertolt Brecht während der dreißiger Jahre sein berühmtes Gedicht *An die Nachgeborenen* geschrieben, worin es hieß: «Ich vermochte nur wenig. Aber die Herrschenden / Saßen ohne mich sicherer, das hoffte ich.»¹⁴ Diese Hoffnung bezog sich auf die Diktatur, die durch das kritische Wort destabilisiert werden konnte, wie Brecht annahm. Für die demokratische Ordnung, die den Protest nicht verbietet und die Opposition als politische Kraft nach ihrer Verfassung vorsieht, gilt seine optimistische Erwartung in noch stärkerem Maße. Dass sie in verschiedenen Phasen der Geschichte der Bundesrepublik troy, in anderen richtig war, wird das vorliegende Buch zeigen. Zuzeiten waren die Intellektuellen den Beschimpfungen der Regierenden ausgesetzt und unterlagen einem Automatismus politischer Verunglimpfung, dem wir seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert – mit einem Kulmina-

tionspunkt im Nationalsozialismus – begegnen; bisweilen gelang es ihnen aber auch, eine eigene Geltungskraft der öffentlichen Rede zu entfalten, die den Herrschenden unbequeme Wahrheiten übermittelte.¹⁵

Machträume und Denkräume haben nichts gemeinsam, so will es ein verbreitetes Vorurteil, das viele Intellektuelle wie Sartre oder Noam Chomsky überzeugt tradierten.¹⁶ Dieses Buch möchte am Beispiel der Geschichte der Bundesrepublik zeigen, dass es damit so einfach nicht ist. Denn nicht nur kann der Geist die Politik durch Intervention und Meinungsbildung beeinflussen; umgekehrt können auch Engagement und Aktivität dazu führen, dass die Politik auf den Geist und sein Selbstverständnis abfärbt. Das wusste schon Goethe, der als Minister in Weimar wie kein anderer deutscher Schriftsteller der Epoche die Ordnungen der Macht von innen kannte. In einem Gespräch mit Eckermann formulierte er im März 1832, wenige Tage vor seinem Tod: «So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben; und so wie er dieses tut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen, und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.»¹⁷ Folglich ist, was Geist und Macht verbindet, als dialektisches Verhältnis zu bezeichnen. Wenn der Geist die Macht zu beeinflussen vermag, läuft er gleichzeitig Gefahr, durch die Macht um seine Freiheit gebracht zu werden. Ein balanciertes Verhältnis zwischen beiden Sphären gibt es in keinem Fall: nicht dort, wo Brechts Hoffnung, dass die Intellektuellen die Herrschenden irritieren können, trügerisch bleibt; und auch nicht dort, wo die Intelligenz, wenn sie sich den Regierenden nähert, von ihnen korrumpiert zu werden droht. Diese unbequeme und nur in kurzen Momenten harmonische Beziehung ist nun am Leitfaden der bundesrepublikanischen Geschichte und im Blick auf ihre Kanzler zu beschreiben.

Republikanische Autokratie:
Konrad Adenauer

1949–1963



Konrad Adenauer und sein Presseprecher Felix von Eckardt
bei der Eröffnung des Hauses des Deutschen Presseklubs
am 7. Oktober 1952 in Bonn; im Hintergrund der erste Vorsitzende
des Klubs, Robert Strobel

1. In Führung (1945–1949)

Er war sicherlich kein *Homme de lettre*. Auf dem Kölner Gymnasium absolvierte Konrad Adenauer die obligatorischen 14 Wochenstunden Griechisch und Latein, aber Französisch erlernte er nur grundständig, Englisch gar nicht – das entsprach den Bildungsprioritäten der Zeit. Seine literarischen Vorlieben beschränkten sich auf Unterhaltungstexte und Abenteuerromane von Karl May oder Rudyard Kipling; Joseph Conrad gefiel ihm wegen seiner exotischen Themen, ansonsten mied er moderne Autoren. Reisebeschreibungen liebte er sehr, später kamen Kriminalromane dazu, die er abends zur Entspannung las.¹ Aus dem Repertoire der Klassiker schätzte er, so kolportierte man, die Lyrik Schillers, Mörrikes und Uhlands; noch im hohen Alter zitierte er aber mit besonderer Vorliebe für den Dialekt rheinische Tanzlieder und das Textgut der Wandervogel-Bewegung.² Tieferen Zugang zum Theater und zu modernen Dramatikern fand Adenauer im Grunde niemals. Eine Ausnahme in diesem – mit einer Wendung Gottfried Benns – ‚ganz amüsischen Gedankenleben‘ bildete die Oper, die der junge Mann als Jurastudent während eines Gastsemesters in München kennenlernte.³ Auch hier blieb er dem Traditionellen verbunden, hörte gern italienische Komponisten und deutsche Romantiker wie Lortzing oder Weber; neuere Komponisten wie den damals als revolutionär empfundenen Wagner lehnte er dagegen ab. In München entdeckte der Student die bildende Kunst für sich und besuchte regelmäßig die Alte Pinakothek, was nachhaltige Auswirkungen auf seinen späteren Geschmack hatte. Dabei zog er ältere christliche Epochen – vor allem Spätgotik und Renaissance – der atheistischen Moderne vor. Kunst, wie er sie begriff, musste Konventionen folgen und durfte weder provokativ noch revolutionär sein.

Der junge Gerichtsassessor, spätere Beigeordnete der Stadt Köln und schließlich, ab 1917, Oberbürgermeister hielt die Künste bestenfalls für ein

Mittel des Ausgleichs und ein Medium der Entspannung von anstrengender Berufsarbeit. Das legte durchaus nahe, dass er sich für Museen und Sammlungen im Rahmen seiner politischen Möglichkeiten engagierte. In Köln betrieb er den Aufbau von Kunstgewerbemuseum und Werkschulen, die Errichtung des Rheinischen Kunstmuseums und die Etablierung eines kunsthistorischen Instituts an der neu gegründeten, geisteswissenschaftlich profilierten Universität.⁴ An Grenzen kam die Kunstförderung dort, wo gegen strenge Konventionen verstoßen wurde. 1926 verbot der Oberbürgermeister Adenauer nach der Premiere von Béla Bartóks Tanzpantomime *Der wunderbare Mandarin* weitere Aufführungen, da die Inszenierung sexuelle Provokationen biete.⁵

In seinem Denken und Habitus blieb Adenauer ein Arbeitsasket ohne Sinn für ästhetische Formen und deren Eigenleben. Sein Schreib- und Redestil war nüchtern, kunstlos und betont einfach. Einen auffallenden Mangel an schriftstellerischem Ehrgeiz zeigten noch seine nach dem Ausscheiden aus dem Kanzleramt ab 1965 veröffentlichten Memoiren. Sie verrieten keine weitergehenden Interessen jenseits des Politischen, vermieden subjektive Bekenntnisse oder theoretisch-programmatische Überlegungen, wie sie die von Adenauer geschätzten Erinnerungen Richelieus oder Bismarcks an den Tag legten.⁶ Über die Sprache der Vermerke und Verlautbarungen offiziellen Charakters kamen die drei zu Lebzeiten fertiggestellten Bände mit ihrem ermüdend nüchternen Protokollduktus nicht hinaus.⁷ Alles menschlich Private blieb hier ebenso ausgespart wie die jenseits des Tagesgeschehens angesiedelte Reflexion grundsätzlicher politischer Leitbegriffe, geschichtlicher Dimensionen und individueller Wertkategorien. Heinrich Böll, der den ersten Band am 1. Dezember 1965 für den *Spiegel* rezensierte, bescheinigte dem ehemaligen Kanzler eine «vertrocknete, armselige Prosa», für die Deutschlehrer nur die schlechteste aller Noten hätten geben können.⁸ Böll leitete aus seiner vernichtenden Stilanalyse prinzipielle Zweifel an der persönlichen Integrität des Verfassers ab. Seine vielgelobte Regierungskunst habe zumeist in «Hinterlist und Niedertracht» bestanden, wobei ihm ein moralisches Ethos trotz seiner Berufung auf das Christentum eigentlich fehle.⁹ Den sonst robusten Adenauer kränkte dieses ruppige Urteil so schwer, dass er darauf ein geplantes Interview mit dem *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein absagte.¹⁰

Das Unglück der Deutschen vor 1945 habe darauf beruht, so schrieb Adenauer in seinen *Erinnerungen*, dass sie den Staat zu einem «Götzen» verklärten, dem sie bedingungslos opferten. Der Staat aber müsse eine «dienende Funktion gegenüber der Person ausüben», damit er seine Aufgabe bestmöglich und ohne falsche Überhöhung wahrnehmen könne.¹¹ Als Politiker setzte Adenauer diesem Credo gemäß, das sich bereits 1919 bei Max Weber formuliert fand, auf Sachlichkeit.¹² Er vertrat damit einen konsequenten Gegenentwurf zur Staatsverherrlichung von Kaiserzeit und Nationalsozialismus. Der Politik entzog er ihre idealistischen oder utopischen, ihre eschatologischen und ideologischen Energien, die in der jüngeren deutschen Geschichte für die Rechte wie für die Linke oftmals bestimmend waren. Die «Romantik des intellektuell Interessanten», wie Weber das nannte, besaß für ihn keinen Zauber.¹³ Adenauers prosaische Nüchternheit erwies sich als passende Haltung für eine Zeit, in der sich die meisten Menschen nach der nationalsozialistischen Diktatur wünschten, dass die Politik ihr Wirken ohne weltanschauliche Mission an alltäglichen Herausforderungen ausrichten sollte.

Adenauers Weltbild basierte auf einer streng katholischen Frömmigkeit, die er zeitlebens durch Kirchenbesuch, Wahrung von Fastenperioden, durch Beichte und Gebet praktizierte. Im Politischen wurde diese religiöse Orientierung um den Gedanken der individuellen Freiheit, die Idee der sozialen Marktwirtschaft und das Ziel einer europäischen Föderation bei Fortdauer nationalstaatlicher Identität ergänzt. Die relativ einfache Arithmetik der Werte lieferte das Grundgerüst für alle politischen Auseinandersetzungen, in die sich Adenauer nach 1945 begab; sie motivierte seinen aus tiefer Überzeugung geführten Kampf gegen die Sozialdemokratie, in der er eine geschworene Feindin persönlicher Freiheitsrechte, familiärer Ordnungsstrukturen und der Kirchen erblickte. Leitend blieb für ihn eine «Auffassung, bei der nicht der Staat und die Staatsallmacht, sondern der Mensch im Mittelpunkt alles Denkens und Handelns zu stehen hat».¹⁴ Das von Adenauer maßgeblich mitgestaltete Ahlener Programm der CDU, das am 3. Februar 1947 verabschiedet wurde, verband diese Hochschätzung des Individuums mit einer dezidiert kritischen Haltung gegenüber dem Monopolkapitalismus des frühen 20. Jahrhunderts. Das Programm forderte eine Enteignung der Schlüsselindustrien, mehr Mitbestimmungsrechte für Arbeitnehmer und eine eigene

sozialpolitische Verantwortung der Wirtschaft. Das war in vielen Punkten ein Zugeständnis an den damals starken Gewerkschaftsflügel der CDU und spiegelte zugleich eine Balance der Kräfte, die Adenauer selbst energisch verlangte. Seine Partei sollte Distanz zum Marxismus halten, aber auch neue Wege des Wirtschaftens ebnen, industrielle Monopolstrukturen überwinden und eine soziale Funktion des ökonomischen Systems sichern.

Der politische Gestaltungsprozess vollzog sich strikt getrennt von der kulturellen Entwicklung der ersten Nachkriegsjahre. Der intellektuelle Aufbruch, wie er sich nach 1945 in Publizistik und Literatur ereignete, wurde von vorwiegend unpolitischen Zielen und Werten getragen. Zwar gab es im geistig-akademischen Milieu ein Grundverständnis über die Notwendigkeit einer demokratischen Neuausrichtung, doch existierte wenig Bereitschaft zum konkreten Engagement. Die in der frühen Nachkriegsära entstehenden Zeitschriften, deren Vielfalt ein echtes Paradies für Leser schuf, spiegelten ein eher diffuses Bild politischer Ambitionen wider.¹⁵ Manche Periodika wie der später zur Keimzelle für die Gruppe 47 werdende *Ruf* um Alfred Andersch und Hans Werner Richter verrieten Sympathien mit einem demokratischen Sozialismus, die von Karl Jaspers, Dolf Sternberger, Werner Krauss und Alfred Weber gegründete *Wandlung* folgte einem humanistischen Freiheitsgedanken ohne engere politische Agenda, die von Walter Dirks und Eugen Kogon herausgegebenen *Frankfurter Hefte* blieben einem christlich fundierten Sozialismus verbunden.¹⁶ Gemeinsam war diesen Zeitschriften eine Distanz zu einzelnen Parteien, die Unabhängigkeit und Reflexionsräume sichern sollte, zugleich aber eine damals typische Konfliktlage anzeigte. In den «Metapherjahren» der deutschen Literatur, «in den goldenen Fünfzigern», habe es, so behauptete Karl Markus Michel später, «keine zornigen jungen Männer» gegeben, weil die Welt völlig aus den Fugen war: «Was die Väter geschaffen hatten, war so ungeheuerlich, daß es jeder Anprangerung spottete. Und die Väter selbst erschienen keineswegs als die großen Verbrecher, gegen die man sich hätte empören mögen, sondern als erbärmliche Verführte, feige Mitmacher, willige Opfer eines Systems von Irrsinn und Barbarei, das jetzt zusammengebrochen war, aber die Blicke und Federn der Söhne gefesselt hielt, so, als sei dieser Irrsinn, diese Barbarei der Inbegriff des faschistischen Staates und nicht nur sein Phänotyp, vielleicht nur ein literarischer Topos.»¹⁷

Hinzu kam, dass auch das prosowjetische Engagement der linksstehenden Intelligenz in den dreißiger Jahren nachträglich abschreckend auf die Jüngeren wirkte; Intellektuelle wie Ernst Bloch, Arthur Koestler, Georg Lukács, Heinrich Mann und Anna Seghers verteidigten die Verbrechen des Stalin-Regimes allzu lange, als dass ihre weltanschauliche Position ein Vorbild für jüngere Generationen in der Bundesrepublik hätte sein können.¹⁸ Wer deutsche Schriftsteller mit unabhängigem politischem Engagement suchte, musste auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgehen, wo Büchner, Heine und Börne Beispiele kritischer literarischer Praxis boten, die allerdings nicht einfach auf die Gegenwart übertragen werden konnten.¹⁹ Die Forderung nach politischer Abstinenz der Intellektuellen konnte sich in der jungen Bundesrepublik zudem auf den Franzosen Julien Benda berufen, der bereits 1927 eine «strenge Aufgabenteilung zwischen der geistigen und der politischen Sphäre» gefordert hatte.²⁰ Drei Jahre nach dem Krieg war es kein Geringerer als Gottfried Benn, der wiederum die literarische Arbeit auf dezidiert gesellschaftsferne Themen jenseits einer demokratischen Kultur verpflichtete.²¹ Ähnlich äußerte sich der katholische Schriftsteller Stefan Andres, als er 1948 postulierte, der Dichter solle sich keinem vermeintlich «höheren Ziel» ethischer, religiöser oder politischer Provenienz, sondern allein der Arbeit am Schönen widmen.²² «Zu den Henkern / seid höflich», so fasste der junge Lyriker Hans Magnus Enzensberger diese Maxime maliziös zusammen.²³

Eine derart programmatisch begründete Distanz zur Politik, die zumindest Andres später aufgab, galt auch für die erste Zeit, in der sich die Gruppe 47 bildete. Ihr Initiator Hans Werner Richter, selbst als Schriftsteller bloß mäßig erfolgreich, organisierte jährliche Treffen an wechselnden Orten mit Lesungen, anschließender Kritik der vorgetragenen Texte und wichtigen Pausen- und Abendgesprächen in meist ländlich gelegenen Gasthöfen. Politik war hier zunächst verpönt und bestenfalls ein Randthema, wie ein ungeschriebenes Gesetz besagte. Zwar pflegten die meisten Autoren eine Haltung des Nonkonformismus, der sie skeptisch machte gegenüber sozialen Normen und staatlichen Regelungen, doch manifestierte sie sich noch nicht in öffentlicher Kritik an Regierung oder Gesellschaft. Nicht nur bei den Vertretern der Gruppe 47, die Peter Rühmkorf als «Schutzgemeinschaft von rechtlosen Wanderarbeitern» verspottete, herrschte eine Tendenz zum Rückzug auf allgemein-humanistische, reli-



Tagung der Gruppe 47 in Marktbreit, 28. April – 1. Mai 1949

göse, existentialistische und metaphysische Deutungsperspektiven vor.²⁴ Direkte politische Sujets wurden im Literarischen generell gemieden, ebenso wie realistische Stilformen, die erst einige Jahre später in Anlehnung an amerikanische Autoren – Hemingway, Faulkner, Steinbeck – Bedeutung gewannen. Lyrische Überhöhungen und Allegorien, neoexpressionistisches Pathos oder eine Prosa absichtsvoller Kunstlosigkeit dominierten. Das spiegelte sich exemplarisch auch in den frühen Ausgaben der Zeitschrift *Akzente*, die Walter Höllerer und Hans Bender 1953 gegründet hatten.

Bestimmend war bei vielen Schriftstellern und Intellektuellen eine Haltung der Innerlichkeit, in der Max Scheler schon nach dem Ersten Weltkrieg die Flucht vor den Forderungen des Tages erkannt hatte. Sie diene letztlich, so schrieb Scheler 1919, der Spezialisierung des Denkens und Verwaltens, dem Vollzug konkreter Aufgaben ohne Reflexion über allgemeine soziale Konsequenzen. «Die ‹Innerlichkeit›», betonte Scheler, «steht ferner in engster Beziehung zu einem der gefährlichsten Grund-

schäden neudeutscher Bildung: zu jeder Art einseitiger Partikularisierung der geistigen Sehweisen der Individuen und Gruppen, zum einseitigen Berufsmenschen und zu einem Fachspezialismus, der auf alle Einigung in Zielfragen im Gegensatz zu allen technischen ‹Wiefragen› systematisch verzichtet hat.»²⁵

Scheler sah es als ein spezifisch deutsches Dilemma an, dass man hierzulande zwischen ‹Hingabe und Protest› schwanke, nur ‹Hybris› oder ‹Selbsthass› kenne, das Fremde entweder verkläre oder verachte und keinen eigenen Weg nationaler Identitätsbildung finde.²⁶ Dreißig Jahre nach seiner Diagnose, die den Auswirkungen von Erstem Weltkrieg und Versailler Friedensvertrag geschuldet war, entwickelte sich in Deutschland eine neue Form der Innerlichkeit. Sie entsprang dem Wunsch, Distanz zu halten zum desavouierten Feld der Politik und der Ideologien, die Auseinandersetzung mit konkreten gesellschaftlichen oder weltanschaulichen Themen zu meiden und ein Leben ohne Kontakt mit dem zu führen, was Luther den ‹Schweinekoben› der irdischen Verhältnisse genannt hatte.²⁷ ‹Zerstörung›, so bemerkte Niklas Luhmann später mit kühler Ironie, bildete das ‹wichtigste Kapital› für die intellektuelle Neuentwicklung der Bundesrepublik, und in diesem Sinne schien vielen die Abgrenzung gegenüber den beschädigten äußeren Verhältnissen die angemessene geistige Einstellung zu sein.²⁸

Schon 1919 hob Scheler kritisch einen ‹dumpfen Subjektivismus› hervor, der die Deutschen in der Tradition romantisch-idealistischer Weltflucht von den politischen Realitäten fernhalte.²⁹ Letzthin führe diese Einstellung zu gefährlichen Konsequenzen, weil sie die äußeren Verhältnisse erstarken lasse und keinen Einfluss auf sie ermögliche. Schelers Polemik traf überraschend aktuell auch die Position etlicher Gelehrter, Autoren und Künstler, die sich unmittelbar nach 1945 am ‹schmutzigen Geschäft› der Politik nicht beteiligen mochten. ‹Auf eine Verinnerlichung unseres Daseins kommt heute alles, alles an›, schrieb der Historiker Friedrich Meinecke stellvertretend für viele im Jahr 1946.³⁰ Es dauerte einige Zeit, ehe die Intellektuellen diese Haltung korrigierten, wobei das nicht durch unmittelbares Engagement geschah, sondern durch die Klage darüber, dass sie aus dem Raum der politischen Entscheidungen ausgeschlossen blieben. Einstweilen jedoch herrschte eine Phase der Suche, die, wie Siegfried Kracauer Anfang der zwanziger Jahre über die junge

Weimarer Republik sagte, «in den tausend Farben des Übergangs schillerte.»³¹

«Zeiten einer politischen Katastrophe», so soll Adenauer gegenüber seinem Schwager Willi Suth schon 1918 erklärt haben, «sind besonders geeignet, etwas Neues zu schaffen.»³² Adenauer nutzte nach der deutschen Kapitulation im Mai 1945 in der Tat die Gunst der Stunde. Seine Wiedereinsetzung als Kölner Oberbürgermeister durch die amerikanischen Alliierten nur wenige Tage vor Kriegsende geschah noch als Akt der Besatzer-Souveränität. Die folgenden Schritte waren jedoch Resultate einer für einen Mann im Pensionsalter ungewöhnlichen Entschlossenheit und Energie. Der Griff nach der Führung der von ihm mitgegründeten rheinländischen CDU im Februar 1946, der Fraktionsvorsitz im ersten Landtag von Nordrhein-Westfalen vier Monate später, die strategisch angebahnte Ernennung zum Präsidenten des verfassungsgebenden Parlamentarischen Rates am 1. September 1948 und die Wahl zum ersten Kanzler der Bundesrepublik ein Jahr danach markierten Stationen auf seinem beeindruckenden Erfolgsweg.³³ Befördert wurde die Dynamik dieses Aufstiegs durch Adenauers reiche politische Erfahrung in der Weimarer Republik, moralisch legitimiert blieb sie durch seine untadelige Haltung im NS-Staat, dessen entschiedener Gegner er war, ohne zum aktiven Widerstand zu gehören.

So sehr Adenauer seine Karriere mit Energie vorantrieb, so stark wurde sein Erfolg in den ersten Nachkriegsjahren durch symbolische und psychologische Faktoren unterstützt. «Mit Adenauer kam das deutsche, das westdeutsche Bürgertum zum erstenmal zur Macht», schrieb Golo Mann.³⁴ Der neue Kanzler repräsentierte auf beispielhafte Weise den Typus des politisch und moralisch unbelasteten Deutschen, der gegen Hitler opponiert, aber selbst keine radikalen Positionen vertreten hatte. Sein Pragmatismus und sein offenkundiges Desinteresse an komplizierten theoretischen Denkmodellen, seine Distanz zu Ideologien und seine trotz des hohen Lebensalters von 73 Jahren ganz auf die Gegenwart zugeschnittene Einschätzung der politischen Lage machten ihn zum idealen Kanzler der Zeit. Der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich nannte ihn eine «prähistorische» Persönlichkeit mit einem «Uraltgesicht», die für viele das Deutschland vor Hitler verkörperte und damit dem neuen Staat nach dem Krieg eine traditionelle Autorität verlieh. Wer ihn wählte, erhoffte davon einen Akt der Übertragung, wie Mitscherlich diagnostizierte: «Wenn man sich ihm und

seiner Politik nach der Art eines Sippenältesten anschloß, so bekam man etwas von seiner Identität ab.»³⁵

Aus vergleichbar psychologischer Perspektive wie Mitscherlich porträtierte Golo Mann einen Kanzler Adenauer, dessen bürgerlicher Lebensentwurf selbst in Krisenphasen nicht erschüttert oder sublimer gestaltet wurde: «Verfeinert durch Leiden, und von Geburt aus eher feinem Stoff gemacht, dachte er dennoch unsubtil, ungenerös und in höchstem Grade unliterarisch; die Vereinfachungen, die er sich in seinen Reden, auch in seinen Taten gestattete, haben klassische Dimensionen. Er war machtgierig, aber entspannt, jovial, zynisch, humorig auf der Oberfläche, die den harten Kern verbarg; fromm, aber die Dinge dieser Welt von der anderen unterscheidend wie ein Lutheraner; im Grunde bescheiden und jeder Theatralik abgeneigt, aber sowohl listig wie dreist, wenn es um die Führung ging, die er sich über seine Partei erkämpft, mitunter recht eigentlich usurpiert hatte.»³⁶ Die Pointe dieser Charakteristik bestand darin, dass der gern als Erzkatholik beschriebene Adenauer in Manns Porträt seinem Handlungsethos gemäß zum Protestanten wurde. Seine geistigen Werte mochten vom rheinisch-katholischen Erbe bestimmt sein, doch sein Machtdenken blieb strikt weltlich und damit im Sinne der lutheranischen Lehren getrennt von allen religiösen Ansprüchen und Traditionen. Eine konfessionell gebundene Politik wäre ihm widersinnig erschienen und hätte sein selbstbewusstes Rollenverständnis, wie der Publizist Paul Sethe bemerkte, in Frage gestellt.³⁷ Adenauers Unabhängigkeitsdrang vertrug sich nicht mit der Delegation der eigenen Gestaltungsfreiheit an das System der Kirche.

Nach Adenauers Wahl zum Kanzler am 15. September 1949, die mit nur einer Stimme Mehrheit erfolgte und von einer chaotischen Sitzungsleitung unter dem noch ungeübten Bundestagspräsidenten Erich Köhler beherrscht war, gab es einige Zweifel an den Qualitäten des künftigen Regierungschefs. Etliche Kritiker führten sein hohes Lebensalter ins Feld, andere tadelten seine mangelnde Kompromissbereitschaft und seinen harten Konservatismus. Niemand konnte ahnen, dass diesem Kanzler eine Ära von 14 Jahren im Amt mit zahlreichen außenpolitischen Erfolgen und durchaus bemerkenswerten Strukturmodernisierungen bevorstand. Der neu gewählte Regierungschef ignorierte gelassen die Vorbehalte, die ihm entgegenschlugen, und zeigte damit eine Selbstsicherheit, die ihn auch in

künftigen politischen Auseinandersetzungen auszeichnen sollte. Hermann Pünder, ein innerparteilicher Rivale Adenauers, zitierte einen früheren Mitstreiter aus Kölner Tagen, der die Debatten um den Kanzler mithilfe nationaler Stereotype ironisch kommentierte: «Ich weiß gar nicht, was so viele Menschen gegen A. haben. Ich kenne ihn ja wohl am längsten und am besten. Er ist unzuverlässiger als ein Franzose, verlogener als ein Engländer, brutaler als ein Amerikaner und undurchsichtiger als ein Russe – also der gegebene Staatsmann für unser geschlagenes und mißhandeltes Volk!»³⁸

2. Energisch und sachlich im Amt (1949–1953)

Am 20. September 1949 hielt Adenauer seine erste Regierungserklärung im Bundestag. Der Text entstand unter größtem Zeitdruck, zwischen Beratungen über die Auswahl der Staatssekretäre für die Ministerien und ersten Fraktionssitzungen. Als Adenauer um kurz nach 14 Uhr zu sprechen begann, lagen die letzten Seiten des Manuskripts noch bei den Sekretärinnen des Kanzleramts. Sie wurden dann eilig ins Bundeshaus gebracht und dem Regierungschef auf dem Pult nachgereicht. Die Rede war kein rhetorisches Meisterwerk, sondern eine nüchterne, Befunde aneinanderreihende Bestandsaufnahme, deren Duktus auch den Ton der folgenden Jahre prägen sollte. Adenauer sprach, wie Günter Grass später bemerkte, «mit einer Stimme, die mehr der rheinischen Dialektfärbung als den Satzaussagen folgte».³⁹ Die monotone Regierungserklärung, an der neben diversen Fachministern auch Herbert Blankenhorn, Adenauers früherer Referent im Parlamentarischen Rat, mitgewirkt hatte, bot nichts für Schöngeister. Spröde, schmucklose Formulierungen, gelegentlich ein Ausflug in das heimische Idiom, Verzicht auf jede Art bildungsbürgerlichen Zitats kennzeichneten den Auftritt eines «unpoetischen» Politikers, wie ihn Heinrich Böll später nannte.⁴⁰ Selbst Blankenhorn, der engste Vertraute des Kanzlers, gestand zu, dass der Regierungserklärung «jegliche rhetorische Brillanz» gefehlt habe.⁴¹ Adenauer war generell, so schrieb Dolf Sternberger, «mit einer fast sprachlosen Energie begabt, die von einer seltsam dünnen Ausdrucksfähigkeit nur eben begleitet, aber kaum aufgehellt wurde».⁴² Gerade die extreme Nüchternheit der Diktion fand jedoch 1949 bei der Mehrheit der Journalisten und bei der internatio-

nenalen Presse positive Resonanz, weil sich die hier vorherrschende Tonlage vom hallenden Pathos der NS-Zeit deutlich unterschied.⁴³

Philosophische oder literarische Referenzen gab es bei diesem Kanzler nicht, stattdessen einen unerbittlichen Realitätssinn, der für ideell-metaphysische Abschweifungen oder theoretische Reflexionen keinen Platz ließ. Im Mittelpunkt seiner Regierungserklärung standen Fragen der prinzipiellen Abgrenzung, vor allem im Hinblick auf das konservative Image und die Identität der CDU/CSU.⁴⁴ Einfache Botschaften sollten für klare Alternativen sorgen und Wählerentscheidungen an Grundsatzüberlegungen binden. Während Adenauer die SPD als Partei des Kollektivismus und der Lenkung in die Nähe zur kommunistischen Ideologie mit ihrem nicht-freiheitlichen Staatsverständnis rückte, knüpfte er sein eigenes Programm an die Aussicht auf ein europäisches Miteinander, an demokratische Rechte, individuellen Wohlstand und die Sicherung traditioneller Werte im Schutzraum von Familie und Kirche.

Adenauers erste Regierung aus Union, FDP und rechtsorientierter Deutscher Partei war ein schwieriges Bündnis, das zunächst nur dank der Härte und Autorität des Kanzlers funktionierte. Es bildete eine «antisozialistische Koalition», die sich gegen SPD und KPD zusammenschloss hatte.⁴⁵ Adenauer war klug genug, in dieser früheren Phase auch jüngere Politiker der CDU/CSU wie Heinrich von Brentano, Eugen Gerstenmaier, Kurt-Georg Kiesinger, Gerhard Schröder und Franz Josef Strauß nach ihren erkennbaren Fähigkeiten zu fördern und ihre parlamentarische Laufbahn zu unterstützen. Auf sie konnte er sich, nachdem es anfänglich verbreiteten Widerstand gegen den alten Herren gegeben hatte, ebenso verlassen wie auf den Wirtschaftsflügel der CDU, der sich um Ludwig Erhard, den Bankier Robert Pferdmenges und die Industriellen Fritz Hellwig und Günter Henle bildete. Zu diesem Kreis gehörte auch der Publizist und Zeitungsverleger Gerd Bucerius, der unter dem Eindruck eines Adenauer-Vortrags im Mai 1946 in die CDU eingetreten war.⁴⁶ Nach politischem Engagement als Hamburger Senator und Tätigkeit für den Frankfurter Wirtschaftsrat errang der studierte Jurist Bucerius ein Mandat im ersten Bundestag. Er war einer der wenigen Vertreter der neuen deutschen Presselandschaft, die sich in das politische Geschäft wagten. Für Adenauer blieb sein Einsatz äußerst wichtig, weil er mit dem von ihm herausgegebenen Wochenblatt *Die Zeit* Einfluss auf das Bonner Geschehen nehmen

konnte. Dass Bucerius, der in der Frühphase seiner Abgeordnetenlaufbahn noch häufig im eigenen Organ veröffentlichte, die Redakteure allerdings ohne direkte Weisung selbständig arbeiten ließ und auf jede Steuerung verzichtete, verärgerte den Kanzler. Adenauer sah die Tätigkeit der Presse primär unter dem Gesichtspunkt des politischen Nutzens und verlangte von Bucerius im Grunde publizistische Feldzüge für seine Anliegen.⁴⁷ Nachdem *Die Zeit* anfangs weitgehend auf der Linie des Kanzlers lag, gewann sie ab Ende der fünfziger Jahre zunehmend kritische Distanz, was eine Dekade später zum Bruch zwischen Adenauer und Bucerius führte. Zunächst aber blieb der Hamburger einer der wenigen Intellektuellen in politischer Funktion, was der regierenden CDU einen gewissen Glanz verlieh. Er war, wie Ralf Dahrendorf schrieb, «kein Stammeskrieger», der die Parteiräson über alles stellte, sondern agierte mit einer betonten Unabhängigkeit.⁴⁸ Bucerius hielt gern Programmreden über Verfahrensfragen des parlamentarischen Betriebs, nationale und marktwirtschaftliche Themen, über Europa- und Berlin-Politik. Mit Leidenschaft stürzte er sich Woche für Woche in die großen parlamentarischen Dispute, die während der ersten Legislaturperiode um die Rechte der Besatzungsmächte, den Lastenausgleich zugunsten der ökonomisch Schwächeren, die Abstimmung über die Zugehörigkeit des Saarlandes und den Schuman-Plan zur Schaffung einer gemeinsamen Behörde für den Wirtschaftsausbau in Europa entbrannten.

Im ersten deutschen Bundestag tobten oft bis tief in die Nacht hinein heftigste Auseinandersetzungen, die durch einen scharfen Ton gekennzeichnet waren. Eine breitgefächerte, von verschiedensten Interessen und geringem Fraktionszwang geprägte Opposition, die aus fünf Parteien im breiten Spektrum von den Kommunisten über die Mittelschichtsbewegung WAV bis zum konservativen Zentrum bestand, sorgte dafür, dass die Regierung stetig unter Druck geriet. Viele politische Themen schienen geradezu existentiell aufgeladen und motivierten Streit über prinzipielle Fragen. Die Debattenregeln lagen noch nicht exakt fest, Redner wurden ausfällig oder sahen sich durch unsachliche Zwischenrufer gestört, es gab persönliche Angriffe und Unterstellungen, Empörung und Tumulte. In diesem wilden Klima parlamentarischer Kontroversen profilierten sich Abgeordnete wie Bucerius, der als Rhetor Schärfe, Kultiviertheit und Ironie gleichermaßen zu bieten hatte.

Mit der ihm zufallenden Leitung des Berlin-Ausschusses konnte Bucerius, anders als der bei diesem Thema wenig engagierte Kanzler, dafür sorgen, dass die Diskussion über Status und Situation der ehemaligen Hauptstadt in Bonn kontinuierlich geführt wurde.⁴⁹ Mittelfristig wünschte er sich Berlin als Regierungssitz, die Überwindung des Bonner Provisoriums und den Wechsel des Parlaments vom Rhein an die Spree.⁵⁰ Hier zeigte sich, dass Bucerius kein Parteisoldat, sondern ein unabhängiger Geist war, der sich niemals einer taktischen Rason unterwarf. Er kannte Adenauers Berlin-Skepsis, ohne sich deshalb von seiner Linie abhalten zu lassen; an solchen Punkten blieb er ein prinzipientreuer Abgeordneter, der sich nicht zu Kompromissen bereitfand. Der stilistisch gewandte Publizist hatte genau die Qualitäten, die dem Kanzler fehlten: Er war urban, literarisch gebildet, ein adaptionsfähiger Kopf, der sich neue Themen schnell aneignete. Adenauers fast penetranter Beharrlichkeit und seinem sturen Traditionalismus setzte er eine kreative Intelligenz mit oft unkonventioneller Spontaneität entgegen. Die Wahlerfolge der Kanzlerpartei und ihre wachsende Prägekraft in der parlamentarischen Debatte verdankten sich auch der Tatsache, dass eine Persönlichkeit wie Bucerius sie in dieser Phase vorbehaltlos unterstützte.

Adenauer zog nur wenige Menschen in seinem inneren Zirkel ins Vertrauen, wenn es um maßgebliche Entscheidungen ging. In einem Ende Dezember 1965 ausgestrahlten Fernsehgespräch mit Günter Gaus lautete die erste Frage, ob er ein «Kanzler der einsamen Entschlüsse» gewesen sei. Das verneinte Adenauer zwar, doch offenbarte er in seiner erläuternden Antwort eigentlich das Gegenteil. Wenn die Informationslage das zuließ, so gab er zu Protokoll, habe er durchaus allein entschieden, und dieses ohne Selbstzweifel.⁵¹ Etabliert wurde auf solche Weise ein «halbautokratisches System», in dem der Kanzler nach einem Aperçu Rüdiger Altmanns als «primus sine paribus» regierte, ohne dass allzu viel debattiert wurde.⁵² Aufgrund seiner Neigung zu Alleingängen, die er schon als Kölner Oberbürgermeister an den Tag gelegt hatte, benötigte Adenauer wenige Personen im inneren Kreis, auf die er sich verlassen durfte. Will man sich ein Bild von seinem Führungsstil machen, dann lohnt ein Blick auf die beiden engsten Vertrauten, deren Nähe er in der langen Zeit seiner Kanzlerschaft nahezu täglich suchte: Hans Globke und Robert Pferdmenges.

Der Jurist Hans Globke wurde im Herbst 1949 der Chef des Bundeskanzleramts, wobei er zunächst nur die Funktion des Ministerialdirektors bekleidete. Er war seit 1929 Beamter im preußischen Innenministerium gewesen und in dieser Funktion entscheidend verantwortlich für den offiziellen Kommentar zu den Nürnberger Rassengesetzen von 1935.⁵³ Zwar wurde Globke, der früher dem konservativen Zentrum angehörte, niemals Mitglied der NSDAP, aber das allein, weil Hitlers Stellvertreter Martin Bormann seinen entsprechenden Antrag aufgrund seiner Nähe zum politischen Katholizismus abgelehnt hatte. Auch wenn er keine Parteikarriere absolvierte, blieb er durch seine juristischen Beiträge für das NS-Regime schwer belastet. Adenauer setzte sich jedoch über solche Fakten, die schon 1948 bei Globkes Wechsel ins Düsseldorfer Innenministerium geltend gemacht wurden, bewusst hinweg. Gern berief er sich darauf, dass auch der strenge Robert Kempner, der amerikanische Chefankläger im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess, Globke nach einer Überprüfung mit Hinweis auf seine Nähe zum katholischen Widerstand gegen Hitler entlastet hatte. Seinen Opportunismus im Verhältnis zu politischen Beamten mit NS-Vergangenheit erklärte er am 2. April 1952 in einem Journalisten-Hintergrundgespräch nicht ohne zynischen Unterton: «Man schüttet kein dreckiges Wasser aus, wenn man kein reines hat.»⁵⁴

Dennoch war Adenauer Ende 1949 zunächst um Diskretion bemüht, weil er öffentlichen Protest gegen eine Einstellung Globkes als Personalchef im Bundeskanzleramt befürchtete. Er verlieh ihm im Juli 1950 lediglich den Rang des Regierungsdirektors und besetzte die Position des Staatssekretärs beim Bundeskanzler offiziell mit Otto Lenz, der aber «faktisch den größten Teil seines Aufgabenbereichs» Globke überlassen musste.⁵⁵ Lenz verlegte sich vornehmlich auf die Entwicklung von Strategien der Öffentlichkeitsarbeit, hielt engen Kontakt zur Presse und baute informelle Gesprächsrunden zur gezielten Unterrichtung meinungsbildender Kreise von der Wirtschaft bis zur Kirche auf.⁵⁶ Beiden zur Seite standen, mit Verantwortung für die Außenpolitik, der Ministerialdirektor Herbert Blankenhorn und Walter Hallstein, Professor für Privat- und Gesellschaftsrecht mit Erfahrungen in den USA, der ab 1951 zum Vordenker in auswärtigen Angelegenheiten avancierte. Ehe Heinrich von Brentano das neu etablierte Ressort im Juni 1955 übernahm, war der Kanzler zugleich auch inoffizieller Außenminister der jungen Bundesrepublik.

Erst Ende Oktober 1953 wurde Globke förmlich zum Staatssekretär ernannt; zu diesem Zeitpunkt war er längst die entscheidende Figur im Hintergrund, eine Art grauer Eminenz mit koordinierenden Aufgaben bei der Synchronisierung der Regierungsgeschäfte, der Abstimmung mit den Ministerien und der kontinuierlichen Unterrichtung des Kanzlers. Adenauer traf ihn täglich, unternahm mit ihm lange Spaziergänge im Park des Palais Schaumburg oder im Garten seines schönen Rhöndorfer Hauses, bei denen er sich die wichtigsten aktuellen Themen vortragen ließ.⁵⁷ Wer mit Wünschen oder Bitten an den Kanzler herantrat, wurde unverzüglich an Globke weitergeleitet, den wiederum ein gut funktionierendes Netzwerk mit allen Fachressorts verband. Die regelmäßig aufbrandende Kritik an Globkes Vergangenheit, die vom SPD-Vorsitzenden Schumacher, seinem Parteifreund Adolf Arndt, aber auch von den Liberalen kam, wies Adenauer in den folgenden Jahren stets zurück.⁵⁸ Der *Spiegel* prophezeite im April 1956, dass der Staatssekretär zumindest so lange im Amt bleiben werde wie der Regierungschef selbst, weil das von ihm aufgebaute System sich unentbehrlich gemacht habe. Das Magazin porträtierte Globke als «Aktenwolf und Halbautomat», als «Gehilfen» des Kanzlers und grauen Herrn der bürokratischen Macht, der sich von Vermerken nährte, über ein monströses Gedächtnis verfügte und seinem Meister sogar physiognomisch immer ähnlicher wurde.⁵⁹

Adenauer schätzte an Globke nicht nur den Fleiß und einen geräuschlos-effizienten Arbeitsstil, sondern auch die Tatsache, dass er wie er selbst dem *Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen* angehörte. Eine freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden konnte sich, den Konventionen der Zeit gemäß, aufgrund des Alters- und Rangunterschieds allerdings nie entwickeln. Adenauer legte auch auf dieser Ebene wenig Wert auf Persönliches, verlangte indessen absolute Zuverlässigkeit. Es entsprach seinem nüchternen Charakter, dass mit Globke kein Intellektueller, sondern der Mustertyp eines Bürokraten zu seinem Intimus wurde. Der geistig beweglichere Hallstein, der an der Georgetown University in Washington Amerika-Erfahrungen sammeln konnte und als erster Rektor der Frankfurter Universität nach dem Krieg liberale akademische Werte vertrat, genoss zwar ebenfalls Adenauers Vertrauen, hatte jedoch nicht wie Globke täglichen Zugang zum Kanzler. Den Kreis der engsten Berater ergänzte Heinrich Krone, der zunächst als Parlama-

rischer Geschäftsführer, ab 1955 als Vorsitzender der CDU-Bundestagsfraktion für das Alltagsgeschehen und schwierige Missionen gleichermaßen zuständig war.

Während er die akademische Welt gänzlich ignorierte, weil er sie für politisch irrelevant hielt, pflegte Adenauer die Nähe zu Wirtschaftsvertretern, die ihm strategische Einsichten vermitteln und im alltäglichen Geschäft nützlich sein konnten. Zu den Partnern aus diesem Sektor zählte der belgisch-amerikanische Unternehmer Danni Heinemann, der in Hannover geboren war und Adenauer seit den dreißiger Jahren kannte, ebenso der Frankfurter Bankier Hermann Josef Abs, den der Kanzler vergebens für politische Aufgaben zu werben suchte. Einer der ganz wenigen Lebensfreunde Adenauers blieb der gleichfalls zur Wirtschaftselite zu rechnende Robert Pferdmenes, dem er erstmals 1919 begegnet war. Der evangelische Rheinländer hatte nach dem Ersten Weltkrieg in Köln verschiedene private Bankhäuser, darunter das jüdische Unternehmen Sal. Oppenheim geleitet, gehörte zur Bekennenden Kirche, ohne aktiven Widerstand gegen Hitler zu leisten, und wurde nach 1945 einer der einflussreichsten Vertreter des bundesdeutschen Finanzsystems. Bis Ende der fünfziger Jahre führte er ähnlich wie Abs knapp drei Dutzend Aufsichtsräte großer Versicherungsfirmer und Industriekonzerne, zudem lenkte er den Bundesverband deutscher Banken. In Nordrhein-Westfalen engagierte er sich für den Aufbau der CDU, wirkte im Frankfurter Wirtschaftsrat und wurde 1947 Mitglied des Landtags. Am Ahlener Programm, das man Anfang Februar 1947 verabschiedete, war er neben Adenauer maßgeblich beteiligt – eine überraschende Konstellation, wenn man bedenkt, dass hier eine gesellschaftspolitische Linie dominierte, die eher an die linke Sozialdemokratie als an eine konservative Partei erinnerte.⁶⁰ Am 12. Januar 1950 zog Pferdmenes anstelle des verstorbenen Günter Sewald in den Deutschen Bundestag ein, dem er bis zu seinem Tod 1962 angehörte. Hier, auf der offiziellen Bühne der Bonner Politik, spielte er nur eine Nebenrolle, übernahm keine Ämter, wirkte im Wirtschaftsausschuss mit und sprach lediglich einmal im Parlament, nämlich aus Anlass der Eröffnung der neuen Legislaturperiode am 17. Oktober 1961 in seiner Funktion als Alterspräsident.⁶¹ Seine Aufgabe sah er überwiegend darin, den Kanzler, der ihn zur Bundestagskandidatur gedrängt hatte, in ökonomischen Fragen zu beraten und für die Finanzierung der Partei zu sorgen; mit großem

Geschick und erheblicher Diskretion mobilisierte er Spender aus der Industrie, die der CDU nahestanden.⁶²

Pferdmenges war mit Adenauer seit Beginn der dreißiger Jahre befreundet, duzte ihn als einziger aus dem vertrauten Zirkel und gab ihm Anlageempfehlungen im Hinblick auf sein nicht unbeträchtliches Vermögen. Das Verhältnis der beiden hatte familiären Charakter und schloss auch Pferdmenges' Ehefrau Dora ein, die mit Adenauer nach seiner Vertreibung aus dem Oberbürgermeisteramt während der Zeit des Nationalsozialismus lange Jahre korrespondierte. Anders als im Fall Globkes handelte es sich um eine gleichberechtigte Freundschaftsbeziehung, in der jeder der Partner eigene Domänen – Politik oder Wirtschaft, Macht oder Geld – vertreten konnte. Das parlamentarische Tagesgeschäft spielte bei den regelmäßigen Gesprächen der beiden eine ebenso große Rolle wie der Aufbau der deutschen Industrie, das Problem der Währungsentwicklung, die europäischen Optionen und die neue Westorientierung. Aber auch hier galt, dass ästhetische oder rein philosophische Themen ausgespart blieben; jenseits aller Überlegungen zu Regierungspraxis und Macht-sicherung kamen Bildungsfragen bei Adenauer nicht zum Zuge, und die Künste fanden nur als abendlicher Ausgleich zum Zweck der Entspannung zu ihrem Recht.

Dazu zählte das Anhören von Schallplatteneinspielungen oder – seit September 1953 – Tonbandaufnahmen der Musik Haydns, Mozarts, Beethovens und Schuberts, außerdem die Lektüre ins Deutsche übersetzter Kriminalliteratur, vor allem der Romane Agatha Christies.⁶³ Vor dem Einschlafen las Adenauer gelegentlich Lyrisches, bevorzugt Texte Goethes, Schillers und Mörikes. In dem großen Rhöndorfer Haus, das er 1937 während der Zeit seiner Amtsenthebung durch die Nationalsozialisten als Refugium hatte erbauen lassen, schmückten Bilder spätmittelalterlicher Maler und Renaissancekünstler die Wände.⁶⁴ Über die Vermittlung von Pferdmenges machte er die Bekanntschaft des Kölner Kunsthändlers Heinz Kisters, der ihm regelmäßig Angebote für Erwerbungen unterbreitete.⁶⁵ Adenauer bewies einiges Geschick auch beim Verkauf und erzielte zuweilen Gewinne, die er in neue Anschaffungen oder von ihm sachkundig begleitete Restaurationen investierte.⁶⁶ So erweiterte sich die Sammlung, über deren Exponate er in einem ungewöhnlich emotionalen Ton zu sprechen pflegte, bis zum Beginn der sechziger Jahre kontinuierlich; sie

umfasste spätgotische Marienbilder und Kreuzigungsszenen, Werke von Joos van Cleve, Jan Joest und Tizian sowie ein ihm besonders teures Porträt Papst Pauls III., das El Greco zugeschrieben wird.⁶⁷ Durchweg handelte es sich um Malerei mit religiösen Themen, überwiegend aus der flämischen Schule des 15. und 16. Jahrhunderts, darstellend die Gefangennahme Christi, den knieenden Hieronymus oder den Tod Marias. Aufschlussreich war, was hier fehlte: Weder Romantik noch Moderne fanden Eingang in Adenauers Sammlung; dass er die Arbeiten des NS-Bildhauers Arno Breker schätzte, den er dezidiert gegen politische Kritik verteidigte, passte zum konservativen Geschmack.⁶⁸

Die späte Begegnung mit Oskar Kokoschka, der ihn im April 1966 in seinem Feriendomizil am Comer See porträtierte, war in ihrer für beide Seiten überraschenden Harmonie und wechselseitigen Inspiration eine Ausnahmekonstellation, ohne dass sie den ästhetischen Konservatismus des Kanzlers beeinflusste; das fertige Resultat der Sitzungen – von der Nachwelt gefeiert – fand er wenig erbaulich.⁶⁹ Adenauers Kunstverständnis blieb so rückwärtsgewandt wie sein am frühen 20. Jahrhundert orientierter Lebensstil. Zu ihm zählten asketische Arbeitsideale, gediegene Wohnverhältnisse ohne übertriebenen Luxus, Maß bei Essen und Alkohol, enger familiärer Kontakt mit den erwachsenen Kindern, religiöse Andacht und unterhaltende Lektüre, Gartenpflege sowie Sommerreisen aufs Land.

Kultur und Arbeit blieben in diesem Leben strikt getrennt; die politische Tätigkeit band den Geist und ließ keinen Raum für Exkursionen in philosophische Gefilde. Auch in Adenauers späteren Grundsatzreden und Regierungserklärungen kamen intellektuelle oder ästhetische Fragen nicht vor. Externe Berater aus dem Gelehrtenmilieu heranzuziehen, wie das seine Nachfolger taten, wäre ihm schwerlich in den Sinn gekommen. Die Welt der Macht und der politischen Strategien trennte er systematisch von allen anderen Bereichen.⁷⁰ Wenn er im Parlament sprach, beschränkte er sich auf rein sachliche Ausführungen ohne jeden Glanz, ohne Exkurse in Staatsrecht, Geschichte oder Kunst.⁷¹ Bildungsbürgerliche Anspielungen, direkte Zitate und Extemporationen fehlten in seinen Reden völlig; das politische Problem wurde auf diese Weise seziert und in reiner Form unter die Lupe genommen, damit man es unbeeinflusst von äußeren Faktoren verstehen konnte. Selbst seine Anhänger warfen Adenauer vor, er sei ein grandioser Vereinfacher, der komplexe Sachfragen bis zu einer

«grotesken Banalität» simplifiziere.⁷² Jedoch steckte hinter der Methode ein durchaus intellektueller Ansatz, den unterschätzte, wer den Kanzler für einen geistlosen Pragmatiker hielt. Gegenüber Günter Gaus erläuterte Adenauer im Dezember 1965 die Gründe für sein Verfahren mit geradezu philosophischer Tendenz. An der Oberfläche, so erklärte er, wirkten die Dinge in der Regel schwierig; wenn man aber in die Tiefe sehe, erkenne man «das Wirkliche», und das sei «immer einfach».⁷³ Einen intellektuellen Überbau brauchte der Kanzler für diese Einsicht freilich nicht, denn Ideen «paralysierten», wie Rüdiger Altmann spöttisch formulierte, letztlich nur seine an den Realitäten ausgerichtete Politik.⁷⁴

Im Bonner System der frühen Bundesrepublik gab es zwei Gegenentwürfe zu Adenauers prosaischem Regierungsstil, repräsentiert durch den Liberalen Theodor Heuss und den Sozialdemokraten Carlo Schmid. Heuss, der am 12. September 1949 mit 51,7 Prozent der Stimmen gegen Kurt Schumacher zum ersten Bundespräsidenten gewählt wurde, war ein Mann der Bücher, des Wortes und der kultivierten Argumentation. Als Journalist und geübter Redner – während der Weimarer Republik hatte er mehr als 1000 Vorträge in ganz Deutschland gehalten – verfügte er über Eloquenz und sprachliche Eleganz. Dolf Sternberger nannte ihn 1966 den neben Walther Rathenau einzigen politischen Rhetor von Rang, den Deutschland hervorgebracht habe.⁷⁵ Literarisch gebildet, selbst schriftstellerisch tätig und Autor zahlreicher Biografien sowie Essaybände, verkörperte Heuss einen Geist tiefer Liberalität, verbunden mit persönlicher Zugänglichkeit und unpräntiösem Auftreten. Als Mitglied des Parlamentarischen Rates hatte er wichtige Impulse für die Entstehung des Grundgesetzes gegeben. Nachdrücklich wendete er sich gegen plebiszitäre Elemente in der neuen Verfassung, die er im September 1948 bei einer Plenumsrede als «Prämie für jeden Demagogen» bezeichnete.⁷⁶ Heuss äußerte sich, anders als Adenauer, sehr häufig über seine früheren politischen Erfahrungen und beleuchtete in seinen Reden das historische Erbe Deutschlands, mit Blick auf liberale Strömungen und allgemeine moralische Fragen. Er zeigte sich bei Kunstausstellungen und auf der Buchmesse, er sprach – bisweilen seine Hörer überfordernd – über Themen der Bildung, der Wissenschaft und der Kultur. Die Rolle der deutschen Universitäten war ihm ebenso ein Anliegen wie die Entwicklung der Schulen. Er regte die Gründung des Wissenschaftsrats an, kümmerte sich um politische Stiftungen, initiierte

öffentliche Debatten – so Ende 1950 den Disput über einen von Rudolf Alexander Schröder stammenden Text als mögliche Grundlage für die Nationalhymne – und betrieb aktiv die Beschäftigung mit deutschem Versagen in der NS-Zeit (wozu auch seine eigene Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz als Parlamentsabgeordneter am 23. März 1933 gehörte). Wegweisend und für die Zeit durchaus untypisch war im Dezember 1949 seine Feststellung, dass es keine deutsche Kollektivschuld, durchaus aber eine «Kollektivscham» angesichts der Verbrechen im Nationalsozialismus gebe.⁷⁷ Als Publizist und Redner sorgte Heuss für ein Klima der Offenheit, das sich erkennbar von der stickigen Biedermeier-Atmosphäre der jungen Bonner Republik abhob. Er rettete, so schrieb Golo Mann, ein Stück der liberalen Tradition, die sich mit der gescheiterten Revolution von 1848 verband, in die Gegenwart.⁷⁸ Was Adenauer an intellektueller Kultur vermissen ließ, bot Heuss in großer Breite: einen «politischen Stil», wie Ralf Dahrendorf attestierte, im Sinne der «Erfüllung des Legitimationsverlangens der Demokratie» und – mit einer Formel Dolf Sternbergers – die Überzeugung, dass der «Begriff des Vaterlandes» sich «erst in seiner freien Verfassung» vollende.⁷⁹

Die zweite Gegenfigur zu Adenauer war der SPD-Politiker Carlo Schmid, literarisch gebildet, polyglott, Biograf Lassalles und Lorenz von Steins, Essayist und Übersetzer Baudelaires, ein klassischer *Homme de lettre*, der als Deutsch-Franzose nationale Chauvinismen hinter sich ließ. Walter Jens pries ihn 1965 in einem Porträt als Mann, «der vom Geist der *clarté* und der Würde des Moralisten» bestimmt sei.⁸⁰ Als Redner schaffe er leicht den Wechsel zwischen den Genres, er spreche festlich-getragen, könne aber auch scharf-anklagend argumentieren. Schmid sei ein «Realist, der an die Macht des Geistes glaubt; ein nüchterner Politiker, der weiß, daß Bücher die Welt nachhaltiger als Schlachten verändern».⁸¹ Dabei nutze er sein immenses literarisches und geschichtliches Wissen niemals konventionell, sondern gehe mit ihm eigene Wege. In politischen Auseinandersetzungen blieb Schmid meist maßvoll, zollte auch parlamentarischen Gegnern stets den nötigen Respekt und bemühte sich um Ausgleich in der Sache. Viele Bürger sahen in dem gebildeten Sozialdemokraten einen idealen Bundespräsidenten und wünschten ihn sich Ende der fünfziger Jahre als Nachfolger von Heuss.

Der SPD-Chef Kurt Schumacher war zwar der Gegenspieler Ade-

nauers, eröffnete aber anders als Carlo Schmid keine wirklich attraktiven Alternativen. Golo Mann nannte ihn mit Blick auf die Schärfe seiner Reden treffend einen «jakobinischen Geist».⁸² Durch seine Sozialisation weder musisch noch intellektuell geprägt, trat er oft fanatisch und polemisch auf. Im Wahlkampf 1949 hatte er wüste Ausfälle produziert, die letztlich seiner Partei schaden und der CDU nutzen.⁸³ Viele hielten den vom Schicksal gezeichneten, schwer kranken Schumacher für nicht kanzlerfähig, weil ihm Toleranz und Fairness zu fehlen schienen. Immer wieder ließ er sich von Ressentiments hinreißen und führte emotional-erregt ins Persönliche gehende Angriffe gegen die Koalition, weshalb eine Mehrheit der Wähler ihm kein Regierungsamt zutraute. Schumachers mangelnde Fähigkeit zur Integration und Heuss' ausgeglichenes Temperament befestigten gleichermaßen den Erfolg Adenauers. Sie sorgten für eine Art Arbeitsteilung, wobei sie dem Kanzler die Möglichkeit gaben, auf ureigenstem Feld zu reüssieren. Er musste nicht in falsche Konkurrenz zu anderen treten und konnte sich auf das konzentrieren, was er gut beherrschte: sachlich-präzise Schilderung von Problemen, illusionslose Lageeinschätzung, pragmatische Steuerung und taktische Manöver. Seine ausgenücherte Politik war nach dem irrwitzigen Zerstörungsrusch des Dritten Reichs exakt das, was die Bürger der jungen Bundesrepublik von ihrem ersten Kanzler erwarteten. Als Wertebasis genügte die christlich-katholische Grundorientierung, die mit ihrer Ausrichtung an traditionellen Vorstellungen von Familie, Erziehung und Arbeitsleben die prosaische Fundierung dieses Politikverständnisses ergänzte.⁸⁴ Heinrich Böll, der 1949 und 1953 noch die CDU gewählt hatte, aber bald in Distanz zu ihrer strikten Westorientierung rückte, beschrieb die Identifikation, die hier wirkte, als effektiven Automatismus für viele Bürger: «Der Katholizismus ist auf heilloser Weise mit jener Partei und ihren Interessen verstrickt, die sich als einzige das C (für christlich) angesteckt hat.»⁸⁵

Bölls Äußerung stammte aus dem Jahr 1963, als Adenauer auf Drängen seiner eigenen Partei das Kanzleramt aufgab. Vergleichbar kritische Kommentare von Schriftstellern oder Gelehrten waren dagegen in der ersten Phase der noch jungen Republik selten. Schärfere Töne erklangen lediglich auf östlicher Seite, wie ein signifikantes Beispiel belegt. Nachdem Anfang Mai 1951 rund 10 000 westdeutsche Jugendliche, die an einem Deutschlandtreffen in Ostberlin teilgenommen hatten, am Grenzübergang Herrn-

burg von der Polizei festgehalten wurden, weil sie sich weigerten, ihre Personalien anzugeben, attackierte Bertolt Brecht in einem sprachlich dürftigen Gedicht die offizielle bundesdeutsche Linie. Brecht, dessen späte Lyrik der CDU-Außenpolitiker Heinrich von Brentano 1957 durch einen Vergleich mit dem Nazi-Märtyrer Horst Wessel verunglimpfen sollte, polemisierte gegen Regierung und Opposition gleichermaßen: «Schumacher, Schumacher, dein Schuh ist zu klein / In den kommt ja Deutschland gar nicht hinein.» Und: «Adenauer, Adenauer, zeig deine Hand! / Um dreißig Silberlinge verkaufst du unser Land.» Das Resümee lautete: «Hoch zu Bonn am Rheine träumen zwei kleine / Böse alte Männer, einen Traum von Blut und Stahl. / Zwei böse Greise, listig und leise / Kochten gern ihr Süpplein am Weltbrand noch einmal.»⁸⁶ Der Vorwurf der Kriegshetze und -vorbereitung, den die Regierung der DDR offiziell erhob, mündete hier in eine generelle Attacke gegen Adenauers Politik. Die gesamte Bonner Republik, erklärte Brecht, spiele mit dem Feuer, wenn sie die Westbindung forcieren und sich Washington andiene. Genau genommen stand hier die Forderung nach einem neutralen Deutschland im Raum, die in der DDR auch unter Künstlern und Intellektuellen viel Zuspruch fand.

Ein verschwiegener Bezugspunkt für Brechts Attacke war neben den Querelen über den Grenzverkehr anlässlich des Pfingsttreffens der mit amerikanischen Mitteln finanzierte *Kongress für Kulturelle Freiheit*, der Ende Juni 1950 im Berliner Titania-Palast stattgefunden hatte. Er fungierte als eine Art antikommunistisches «Weltparlament der Intellektuellen» und brachte eine nennenswert große Zahl renommierter Gäste zusammen, aus Deutschland neben anderen Karl Korn, Eugen Kogon, Golo Mann, Alexander Mitscherlich und Luise Rinser.⁸⁷ Die Eröffnungsstatements kamen vom Regierenden Bürgermeister Ernst Reuter, von Jules Romains, Alfred Weber und Arthur Koestler; zu den Referenten zählten der Soziologe Raymond Aron, der Philosoph Karl Jaspers, der Politikwissenschaftler Dolf Sternberger und der Historiker Hugh Trevor-Roper.⁸⁸ Vor 1800 Gästen entlud sich in Reden und Diskussionsrunden eine polemische Stimmung, die sich gegen die Staatsführungen des Ostens richtete. Brecht und andere Sympathisanten des Kommunismus sahen darin eine Steuerung durch die USA, während im Westen die Einmütigkeit der Stellungnahmen und das klare Plädoyer für die Demokratie gefeiert wurden.



Arthur Koestler als Redner auf dem Kongress für kulturelle Freiheit,
23./24. Juni 1950 in Berlin

Brechts Gedicht, so künstlerisch bedeutungslos es war, spiegelte eine politische Großwetterlage, deren Brisanz sich bald enthüllen sollte. Am 10. März 1952, ein knappes Jahr nach dem Streit über das Ostberliner Treffen, formulierte die sowjetische Regierung Brechts Position explizit, indem sie die Westalliierten zu einer Vier-Mächte-Konferenz aufforderte, die einen deutschen Friedensvertrag verabschieden, die Wiedervereinigung beschließen und dem neuen Staat einen neutralen Status zwischen den beiden Blöcken zuschreiben sollte. Die sogenannte Stalin-Note lehnte Adenauer aus Überzeugung ab, weil er in einer politischen Neutralität für Deutschland erhebliche Gefahren sah.⁸⁹ Erst nach Konsultationen mit den Westalliierten und deren zurückweisender Antwort wurde das sowjetische Angebot am 3. April 1952 im Bundestag debattiert. Eine Reihe von Publizisten, aber auch die sozialdemokratische Opposition betrachtete das Vorgehen des Kanzlers als überstürzt und unbedacht. Paul Sethe attackierte Adenauer äußerst scharf in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, und Rudolf Augstein fragte im *Spiegel*, ob die Parole nicht hätte heißen müssen: «Prüfen, unter welchen Bedingungen man ja sagen könne.»⁹⁰

Der Kanzler selbst sprach später von einer glücklichen Gelegenheit, die Stalins Note beschert hätte, meinte damit jedoch etwas anderes als seine Kritiker.⁹¹ Für Adenauer barg der sowjetische Vorschlag die Chance, die Westintegration voranzutreiben, den bundesdeutschen Eintritt in die NATO zu forcieren und das transatlantische Bündnis fester zu schmieden. Günstige Momente, die Entscheidungen verlangten, definierte der Kanzler weitaus taktischer, als das seine Gegner taten, die ihm vorhielten, er habe eine historische Gelegenheit verpasst, die deutsche Teilung mit friedlichen Mitteln zu überwinden.

Sieht man von Opposition und regierungskritischer Presse ab, so gab es in der frühen Bundesrepublik kaum Reaktionen auf Adenauers Abwiegungsstrategie. Erst Jahre später entzündete sich eine Debatte über die womöglich verpasste Chance der Wiedervereinigung, an der sich auch Autoren und Wissenschaftler beteiligten. 1952 aber lebten die meisten westdeutschen Schriftsteller noch in einem unpolitischen Dunstkreis, der sie fernhielt von den Fragen der Zeit und, wie Karl Markus Michel vermerkte, im Elfenbeinturm ihrer Sprachartistik einschloss.⁹² Bestenfalls folgten sie, so konstatierte Peter Rühmkorf, der naiven Vorstellung, «mit einem Dreh an der Handkurbel den Restaurationsbetrieb persönlich außer Kurs bringen zu können.»⁹³ Anders begriffen sich die meisten Autoren im Osten Deutschlands, wo ihre Rolle öffentliches Engagement verlangte, allerdings nur im Rahmen des staatlich Gewünschten. Der DDR-Lyriker Peter Huchel erklärte in einer Rede vor dem Berliner *Komitee der Kulturschaffenden* am 1. Februar 1952: «Nicht noch einmal darf der größere Teil der Intellektuellen in einem entscheidenden Augenblick der deutschen Geschichte versagen! Ein Sichverschanzen hinter der reinen Kunst, hinter dem reinen Gelehrtentum wäre nichts anderes als eine Flucht aus der Verantwortung!»⁹⁴ Nur drei Tage nach dem Eingang der Stalin-Note veröffentlichte die Akademie der Künste in Ostberlin ein Manifest, das sich an alle «Institutionen für Kunst und Literatur in Deutschland» richtete. Es bekundete die Hoffnung, dass der sowjetische Vorschlag das Fundament für «Einheit, Unabhängigkeit und Frieden» schaffen werde. Man appellierte an die deutschen «Dichter, Denker und Künstler», die «Initiative der Regierung der UdSSR» zu unterstützen und mit gemeinsamer Stimme für die «Realität des Friedens» zu sprechen.⁹⁵ Vergleichbare Aktivitäten gab es im Westen nicht, wo die Autoren schwie-

gen und sich zu den Perspektiven einer künftigen Politik nicht äußerten. Anna Seghers, die *Grande Dame* der DDR-Literatur, schimpfte im Dezember 1952 auf dem Wiener Völkerkongress, dass die von Adenauer betriebene Gründung einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft der westlichen Staaten (EVG) für die Bundesrepublik einen «Generalkriegsvertrag» bedeute, gegen den sich aber schon breiter Protest rege. Davon konnte nicht wirklich die Rede sein, auch wenn der Beitritt zur EVG im März 1953 vom Bundestag ohne die Stimmen von SPD und KPD beschlossen wurde.⁹⁶ Gerade die Autoren, die nach einem Wort von Günter Eich nicht «Öl», sondern «Sand» im «Getriebe der Welt» sein sollten, schwiegen auf westlicher Seite, wenn es um politische Streitfragen ging.⁹⁷

Zur Welt der Gelehrten hielt der Kanzler Distanz; anders als Theodor Heuss und Carlo Schmid stand er dem universitären Milieu fremd gegenüber. Unter seinen engeren Beratern und Vertrauten war niemand, der zum Bereich der Professoren und Intellektuellen zählte – hier dominierten neben Wirtschaftsleuten die Juristen und Verwaltungsspezialisten. Für seine schmucklosen Reden brauchte Adenauer keine Zitatlieferanten, die für den in den fünfziger Jahren so beliebten rhetorischen Glanz hätten sorgen können. Als Vortragender trat der Kanzler an Akademien oder Hochschulen – wie Ende Juni 1952 an der Universität Frankfurt – höchst selten auf; Bekanntschaften mit bedeutenden Wissenschaftlern gab es so wenig wie Begegnungen mit Künstlern der Zeit.⁹⁸ Recht untypisch war hier die Reise nach England im Mai 1953, die ihn im Anschluss an das offizielle Treffen mit dem erschöpft wirkenden Premierminister Churchill nach Oxford führte. Als er dort das Church College besuchte, in dem der Schriftsteller Lewis Carroll – bürgerlich Charles Lutwidge Dodgson – von 1855 bis 1881 Fellow und Mathematikdozent war, rezitierte er zur Überraschung seiner deutschen Begleiter aus dessen *Alice in Wonderland*.⁹⁹ Der Campus beeindruckte ihn so sehr, dass er in seinen Memoiren von dem Prinzip, nichtpolitische Themen strikt zu meiden, für einen Moment abwich und seine Begeisterung für die britische Spitzenuniversität nachdrücklich bekundete: «Ich beneide jeden Studenten, der in der Ruhe Oxfords seinem Studium nachgehen kann.»¹⁰⁰

3. Das Bonner Treibhaus (1953–1957)

Ende 1953 kürte das *Time*-Magazin Adenauer zum *Mann des Jahres*, was sicherlich auch ein Reflex seiner geradezu triumphalen USA-Visite im April und seines gelungenen Englandbesuchs einen Monat später war. Zu seinen unübersehbaren Erfolgen gehörten in dieser Phase ein beachtlicher Wahlsieg Anfang September 1953 mit einer stabilen Sitzmehrheit für die CDU/CSU im Bundestag, die Wiederherstellung enger internationaler Verbindungen vor allem zu Großbritannien und den USA, ein starker wirtschaftlicher Aufschwung in industrieller Produktion und Handwerk, der Aufbau der Montanunion mit Frankreich auf der Basis des Schuman-Plans von 1950, nicht zuletzt die Tatsache, dass die Bundesrepublik weltweit als zunehmend gefestigtes demokratisches Staatswesen wahrgenommen wurde.

Die internationalen Erfolge, die Adenauer bis 1955 als Kanzler mit außenpolitischer Mission feierte, zeigten, dass er keineswegs ein Autokrat ohne Urbanität war, wie seine Kritiker gern meinten. Seine Weltsicht mochte vom 19. Jahrhundert geprägt sein, aber sie blieb den Herausforderungen der neuen Zeit durchaus gewachsen. Seine Macht organisierte er um das ihm vertraute Bonner Zentrum, von dem aus er sein System der ‚Kanzlerdemokratie‘ gestaltete.¹⁰¹ Sein politisches Handeln schloss ein internationales Bewusstsein ein, das freilich bestimmten regionalen Beschränkungen unterlag. Adenauer betrieb eine Außenpolitik mit rheinischer bzw. süddeutscher Prägung, so befand Golo Mann 1958, jedoch habe die gesamtdeutsche Perspektive mit ostpolitischer Strategie gefehlt. Dabei mangelte es an klaren Vorstellungen, vor allem aber am Wunsch nach echter Annäherung, sodass die wenigen Schritte, die hier versucht wurden, «unvermeidlich erfolglos» geblieben seien.¹⁰² Umgekehrt lieferte die seit 1953 von Erich Ollenhauer geführte SPD kaum konkrete Angebote, die eine neue Strategie gegenüber dem DDR-Regime betrafen. Der Schweizer Publizist Fritz Allemann hielt ihr 1955 vor, sie habe sich vom Marxismus zwar distanziert, allerdings wenig Überzeugendes an die Stelle ihrer früheren Orientierung gesetzt. Sie sei zuverlässig staatstragend, erschöpfe sich jedoch meist darin, die Bundesrepublik als Provisorium zu deklarieren, weil sie sich vor der Restauration nationalistischer Mythen fürchte.¹⁰³ Die zum geflügelten Wort gewordene These seines Es-

says, Bonn sei nicht Weimar, implizierte auch, dass nicht nur aufseiten der Regierungspartei ein spürbarer Mangel an programmatischem Denken herrschte. Das mochten etliche Bürger gern in Kauf nehmen, angesichts der Vorteile, die eine pragmatische Politik bot. Dass diese ein «fast totales juste milieu» ohne Extreme und Gegensätze beförderte, wie der in den USA lebende deutsche Journalist Norbert Muhlen bemerkte, bewerteten viele als Zeichen der Normalisierung nach den Jahren des Nazi-Regimes, nicht als Schwäche von Gesellschaft und Staat.¹⁰⁴

Die Vorliebe für ein «Anknüpfen an alte Formen», die der Soziologe Helmut Schelsky 1955 der Mehrheit der Bundesbürger attestierte, wurde lediglich von den Intellektuellen nicht geteilt. «Die moderne, aufklärerische und abstrakte Intelligenz verachtet, obzwar selbst allen Stabilisierungsbedürfnissen gegenüber ratlos, allzuleicht alles Restaurative und verkennt dabei die mögliche Fruchtbarkeit der Selbstbehauptung und Kontinuitätsbewahrung, die heute im privaten Alltag jedes einzelnen vollzogen wird.»¹⁰⁵ Weil die kritische Haltung der Intellektuellen, wie Schelsky betonte, nur ein diffuses Unbehagen ohne praktische Konsequenz bedeutete, blieb sie politisch wirkungslos. Der Erfolg des Kanzlers gründe in der Schwäche einer an den Interessen der meisten Menschen vorbeigehenden Opposition, so konstatierte auch der Schriftsteller Carl Amery: «Adenauer ist nicht stärker als die Aura, die die Hilflosigkeit seiner Gegner und ihr Mangel an Anziehungskraft auf die Wähler um ihn ausbreitet. Er ist ganz einfach der ideale Geschäftsträger für das liebenswürdig zerstreute, über seine Jetons gebeugte Gros der Nation. Er übernimmt die Verantwortung total, und das will oder kann keiner seiner potentiellen großen oder kleinen Parteifeinde.»¹⁰⁶ Der Kanzler versah eine Aufgabe, die auch die Sozialdemokratie nicht wirklich anstrebte. Sie stritt zwar um Grundfragen der Politik, doch ihre führenden Vertreter zeigten keinen ausgeprägten Willen zur Macht. So kam es nach dem Wahlsieg von 1953 zu der merkwürdigen Situation, dass Adenauer stärkeren Widerstand in seiner eigenen Fraktion als durch die Opposition erfuhr. Zumal die Riege der Jüngeren um Franz Josef Strauß und Gerhard Schröder, die nun ins Kabinett eingetreten waren, sah das autokratische Regime des Kanzlers kritisch. Es gab zwar keine offene Rebellion, aber immer häufiger Auseinandersetzungen über Fragen des politischen Stils, hinter denen sich ein Generationskonflikt verbarg.

In der frühen Bundesrepublik fehlten die intellektuellen Propheten, behauptete Golo Mann rückblickend für die fünfziger Jahre, weil diese Rolle durch die nüchtern-naturwissenschaftliche, am Primat des Nutzens orientierte Mentalität der Zeit nicht gefördert und gefordert wurde. Zwar artikulierte die Gegenwartsliteratur eine Kritik der «Wohlstands-Zivilisation, des Konformismus, der Korruption», doch fehlte es an Utopien und «Phantasmagorien», da man nach den Extremen von Terror und Krieg «der geistigen Orgien» müde geworden sei.¹⁰⁷ Eine wirkliche intellektuelle Identität könne die Bundesrepublik auf diese Weise nicht gewinnen, konstatierte Mann, der den Mangel an programmatischen Ideen auch in der Unfähigkeit dokumentiert sah, die gewachsene Machtposition im europäischen Gefüge richtig einzuschätzen und zu reflektieren.¹⁰⁸ Der Befund galt fraglos Adenauer und seinem Primat der Sachlichkeit, das keine Ausflüge in politische Idealwelten zuließ. Peter Rühmkorf sprach später drastisch vom «Genickschußschlaf», der die Republik beherrscht habe.¹⁰⁹

Zur geistigen Mediokrität gesellte sich eine bleierne Atmosphäre, die offene Debatten über die politische Kultur im Land verhinderte. Wolfgang Koeppens Roman *Das Treibhaus* beschrieb 1953 das Bonn der frühen Adenauerzeit aus der Perspektive des fiktiven sozialdemokratischen Abgeordneten Keetenheuve. Über eine der dürftigen Reden des Kanzlers hieß es bei Koeppen: «Er war lustlos gestimmt und verzichtete auf Effekte. Er war kein Diktator, aber er war der Chef, der alles vorbereitet, alles veranlaßt hatte, und er verachtete das oratorische Theater, in dem er mitspielen mußte. Er sprach müde und sicher wie ein Schauspieler auf der wegen Umbesetzung notwendig gewordenen Durchsprechprobe eines oft gegebenen Repertoirestückes. Der Kanzler-Schauspieler wirkte auch als Regisseur. Er wies den Mitspielern ihre Plätze an. Er wirkte überlegen.»¹¹⁰ Die Attitüde des alten Mannes, der anderen seine Überzeugungen aufzwingen will, löst in Koeppens Roman den Widerstand des Abgeordneten Keetenheuve aus. Der aber ist dem Klima des provinziellen Bonn – «tagelang in einen trostlosen Badeort verbannt» – und der Welt der Ausschüsse – «Was redeten sie? Chinesisch?» – zutiefst entfremdet.¹¹¹ Am Ende bringt er sich durch den Sprung von einer Rheinbrücke um, weil er den politischen Betrieb und die fortgesetzte Heuchelei seiner Akteure nicht mehr erträgt.

Kritische Leser betrachteten *Das Treibhaus*, wie Siegfried Lenz Jahr-

zehnte später befand, als «Provokation», andere sahen in ihm eine den realen Verhältnissen angemessene «Diagnose».¹¹² Koeppens mit expressionistischer Energie aufgeladener Text, den er selbst in einem Gespräch mit Horst Bienek «ein deutsches Märchen» nannte, war aber kein Schlüsselroman, hinter dessen Figuren die Bonner Protagonisten erkennbar wurden.¹¹³ Er war auch kein ausdrücklich politisches Werk, vielmehr erschien die Welt des Bundestags und der Ausschüsse nur wie die Kulisse für ein Seelendrama, in dem ein tief verwundeter Mensch Abschied vom Leben nahm. Das Politische spielte in ihm insofern eine Rolle, als der Existenzekel Keetenheuves gerade durch die Welt der Macht und der Machthaber erregt wurde. Ob aber Keetenheuve im eigentlichen Sinn an der Politik und der Aussichtslosigkeit seiner oppositionellen Haltung gegenüber der Regierung zugrunde ging, konnte bezweifelt werden. Die monotone Stimmung jener Zeit – Erich Kästner sprach vom «Motorisierten Biedermeier» – spiegelte sich im Roman allerdings auf meisterhafte Weise.¹¹⁴ Weniger resignativ als Koeppen, den Gunter Hofmann «Schwarz-Weiß-Photograph der Gründungsjahre» nannte, formulierte Peter Rühmkorf noch 1962 in seinem Gedicht *Anode* einen ähnlichen Befund: «Auf der Höhe des Friedens, aus der Fülle des Fetts, / in den gähnenden Sechzigern dies hier bekundet: / Zu singen wenig, aber zu handeln genug».¹¹⁵

Es gab in der frühen Bundesrepublik, wie vielfach beschrieben, kaum Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der jüngeren Vergangenheit und der Schuldverstrickung im Nationalsozialismus. Das große Vergessen und Verdrängen, die Unfähigkeit zu genauer Geschichtsanalyse waren vorherrschend; dort, wo das als gravierender Mangel wahrgenommen wurde, regierten häufig nur Resignation und Melancholie.¹¹⁶ Die von Theodor W. Adorno 1959 durchaus kritisch beleuchtete Formel einer «Aufarbeitung der Vergangenheit», die weder Sühne noch «Wiedergutmachung», wohl aber die kompromisslose Beschäftigung mit der nationalen Schuld postulierte, blieb einstweilen ein Anspruch ohne Realität.¹¹⁷ Bis in die Architektur der Nachkriegsjahre hinein wirkte die Haltung der Verdrängung, die nationale geschichtliche Verantwortung beiseiteschob. Norbert Muhlen bemerkte in seinen 1953 veröffentlichten Reise-Notizen ein «Neon-Biedermeier» auch im Stil der rasch entstehenden Stadtanlagen: «Die neuen Bauten des neuen Deutschland sind nüchtern, anspruchslos und hell, solide, ohne Phantasie, Verspieltheit oder Pomp, sie scheinen Traditionen der

Vergangenheit ebensowenig zugetan wie zukunftsfrohen, wagemutigen Experimenten.»¹¹⁸ Das war ein hellsichtiger Befund, der zehn Jahre später durch den Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich wieder aufgegriffen wurde. In den unpersönlichen deutschen Nachkriegsbauten spiegelte sich eine Form der Verdrängung, die klare Aussagen mied und zu faden Kompromissen im Dienste eines reinen Funktionalismus neigte.¹¹⁹ Die starren, veränderungsresistenten Züge des Adenauer-Staates manifestierten sich in den steinernen Wohnsilos der Vorstädte.

Das Ausbleiben einer intellektuellen Debatte über politische Werte und Regierungsstil führte Wolfgang von Einsiedel 1954 auf die provinzielle Zersplitterung eines Landes ohne echte Hauptstadt und auf die fehlende Selbstorganisation der kreativen Köpfe zurück.¹²⁰ Erste Tendenzen zu einem kritischen Blick auf die Verhältnisse zeigten sich überraschenderweise – nach unpolitischen Anfängen – in der Gruppe 47. Zum Kreis der älteren, noch weitgehend von Männern bestimmten Generation um Heinrich Böll, Günter Eich und Wolfgang Hildesheimer, die in der Vorkriegs-ära mit dem Schreiben begonnen hatte, traten nun Jüngere wie Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Hans Magnus Enzensberger, Günter Grass und Martin Walser – sie alle reüssierten mit vorsichtig zeitkritischen Texten bei den immer größer werdenden Tagungen.¹²¹ Politische Neutralität blieb über Jahre hinweg ein wesentliches Prinzip der Gruppe. Noch im Januar 1956 versicherte Hans Werner Richter in einem Brief an Martin Walser, er suche zwar bei der SPD Geldmittel zur Finanzierung der nächsten Konferenz zu gewinnen, werde sich aber einem plumpen «Parteibauernfang» entziehen.¹²² Zur selben Zeit entwickelte sich freilich eine gesellschaftskritische Haltung, die für die Debatten in der Gruppe 47 prägend wurde. Es begann mit engagierten Diskussionen über das Wiederaufleben nationalistischen Gedankenguts in informellen Gemeinschaften und Zirkeln. Um gesetzliche Möglichkeiten zur Bekämpfung neofaschistischer Strömungen auszuloten, lud Richter den Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier Anfang 1956 zu einer Tagung nach Hamburg ein. Gerstenmaier sagte zwar ab, kündigte aber an, sich für entsprechende Vorschläge einer Rechtsreform zum Zweck der Abwehr nationalistischer Bewegungen zu engagieren.¹²³ Die Gruppe 47 wirkte damit erstmals an einer größeren politischen Debatte mit und verzichtete auf ihre bisher übliche Zurückhaltung. Die Phase der Isolation im literarischen Elfenbeinturm war vorüber, wie auch

die konservative Regierung bald erkennen musste, und es begann die «Politisierung des Nonkonformismus»; aus unspezifischem innerem Widerstand als Ausdruck der Unzufriedenheit erwuchs der Protest gegen konkrete Vorhaben der in Bonn Verantwortlichen.¹²⁴ Die Demokratie, so schrieb Siegfried Lenz später, «bezeichnete die Aufgabe, forderte zur Teilnahme heraus».¹²⁵ Die Kunst wiederum sah sich selbst, nach einem Wort Adornos, in wachsendem Maße als «Statthalter» der Gesellschaft mit ihren kritischen Ansprüchen.¹²⁶

Der Kanzler freilich kümmerte sich um die zeitgenössische Literaturszene nicht und lebte das vor, was der Sozialdemokrat Adolf Arndt den «amusischen Staat» nannte.¹²⁷ Hans Schwab-Felisch, der als Autor der *Frankfurter Allgemeinen* durchaus Sympathie mit Adenauers Politik hegte, bilanzierte 1964: «Man weiß von keinem Schriftsteller, keinem Musiker, keinem Geisteswissenschaftler, der sich eines selbstverständlichen – nicht etwa eines demonstrativen – persönlichen Umgangs mit dem ersten Kanzler der Bundesrepublik hätte rühmen können. Keine Aufforderung erging von der Regierung an die Exilierten, in das Land zurückzukehren, das sie verstieß. Der erste Bundeskanzler und mit ihm das amtliche Bonn seiner Ära hatte mit den Künsten nichts zu schaffen.»¹²⁸ Schwab-Felisch klagte, dass Adenauer die ästhetische Welt komplett aus seinem Denken ausschließe. Das war zwar mit Hinblick auf Adenauers stetig wachsende Kunstsammlung und die Vorliebe für religiöse spätmittelalterliche Malerei nicht ganz zutreffend, erfasste aber zumindest die hier herrschende Grundhaltung richtig. Der Kanzler sprach nirgends über literarische Erfahrungen, die ihn bewegten, er schwieg zu den Emotionen, die große Kunst auslösen konnten, und vermied jegliches Bekenntnis zu dem, was Schiller «ästhetische Erziehung» genannt hatte. Sämtliche dieser Themen waren besser bei Bundespräsident Heuss aufgehoben, der nicht nur über seinen eigenen Umgang mit den Künsten öffentlich Zeugnis ablegte, sondern sich auch für deren bessere Alimentierung einsetzte. Als er 1954 die «Unterbewertung des Schriftstellerberufs» beklagte, machte er ein Defizit geltend, das die Situation vieler freischaffender Menschen in kreativen Tätigkeiten betraf. Es dauerte allerdings noch 15 Jahre, ehe das Problem durch die von Willy Brandt angestoßene Altersvorsorge für Künstler behoben wurde.¹²⁹ Dass der erste Kanzler der Bundesrepublik hier keinen Handlungsbedarf sah, weil ihn die ästhe-

tische Sphäre nur im Format des entspannenden Freizeitvergnügens interessierte, war offenkundig.

Als größten Misserfolg seiner Karriere nannte Adenauer Ende Dezember 1965 das Scheitern des europäischen Militärvertrags (EVG), dessen Ratifizierung das französische Parlament 1954 ablehnte.¹³⁰ Im Vorfeld gab es heftige Diskussionen über die Verfassungsmäßigkeit und politische Vernünftigkeit einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft, wie sie hier projiziert wurde. Noch umstrittener aber war der Plan, die Bundeswehr mit strategischen Atomwaffen auszustatten und so zu einem militärisch gleichwertigen Partner im NATO-Bündnis zu machen, dem die Bundesrepublik seit Mai 1955 angehörte. Während die Debatte über die EVG sich überwiegend auf die parlamentarische Ebene beschränkte, kam es bei der Atomfrage zu einem öffentlichen Disput, dessen Heftigkeit ein Novum für die junge Bundesrepublik war.

Die Politik der Wiederbewaffnung wurde zunächst durch die Korea-Krise und die damit verknüpfte Kulmination des Kalten Krieges befördert. Die Londoner Neunmächtekonferenz beschloss Anfang Oktober 1954 die Souveränität der Bundesrepublik, ihren Beitritt zum Brüsseler Pakt und zur NATO. Die Pariser Verträge vom 5. April 1955 legten die Einbeziehung des neuen Partnerstaates in das Sicherheitssystem der Westeuropäischen Union fest. Am 6. Juni 1955, einen Monat nach dem westdeutschen NATO-Beitritt, wurde der bisherige Sicherheitsbeauftragte Theodor Blank zum ersten Verteidigungsminister der Bonner Regierung ernannt, und es begann der Aufbau der Bundeswehr. Fast parallel dazu übernahm der ehrgeizige Franz Josef Strauß das neu gegründete Ministerium für Atomfragen; von dort wechselte er am 12. Oktober 1956 als Nachfolger des überforderten Blank ins Verteidigungsministerium. Gegenüber dem von Strauß vertretenen Kurs, der auf eine Ausstattung der Bundeswehr mit taktischen Nuklearwaffen zielte, verhielt sich Adenauer ambivalent. In einem Schreiben an den amerikanischen Außenminister John Foster Dulles bekundete er Ende Juli 1956 seine Sorge angesichts der US-Pläne zur atomaren Aufrüstung, aber innenpolitisch ließ er Strauß freie Hand bei der Vorbereitung seiner entsprechenden Vorhaben.¹³¹ Fest überzeugt war er, dass das Gleichgewicht des Schreckens einen Krieg verhindern und die Sowjets zu Gesprächen über ein Kontrollabkommen zwingen werde. In seinen Memoiren rechtfertigte er diese Linie – ungewöhnlich genug – mit dem sehr

allgemeinen Hinweis auf Kant und dessen Einschätzung, dass der Frieden nicht naturgegeben sei, sondern das Resultat «einer bewußten Anstrengung der Menschen» darstelle.¹³²

4. Absolute Mehrheit, wachsende Opposition (1957–1961)

Adenauer wollte eine starke Bundeswehr, die gemeinsam mit ihren Alliierten in der Lage war, sich gegen die kontinentale Waffendominanz des seit dem 14. Mai 1955 bestehenden Warschauer Paktes zu verteidigen. Seine Argumentation, dass dadurch die Freiheit vor der kommunistischen Diktatur und ihren imperialen Gelüsten geschützt wurde, fanden viele so einfach wie eingängig. Je länger das Jahrzehnt dauerte, desto zwiespältiger wirkte diese Sichtweise jedoch. Für den Kanzler wurde das Thema zu einem ernsthaften Problem, weil die Rüstungspolitik der Bundesregierung nicht nur den Widerstand der Opposition, sondern erstmals auch breiterer Bevölkerungsteile auslöste. Die bereits Anfang der fünfziger Jahre unter dem Motto «Ohne mich» auftretende Bewegung gegen die Wiederbewaffnung versammelte größere Gruppen aus akademischen, künstlerischen, gewerkschaftlichen und kirchlichen Kreisen, die Adenauers Entscheidung für die Schaffung der Bundeswehr kritisierten.¹³³ Sie war mit fast sechs Millionen Unterschriften die erste große Protestaktion gegen die Bonner Politik, die außerhalb des Parlaments stattfand. Die Mobilisierung beschränkte sich nicht auf eine einzelne Partei, sondern erstreckte sich ohne feste Organisationsstruktur über verschiedenste Milieus von den Kirchen bis zu den Kommunisten.¹³⁴ Protagonisten der «Ohne-mich»-Bewegung waren die Theologen Martin Niemöller und Helmut Gollwitzer, der Nationalökonom Alfred Weber sowie Gustav Heinemann, Adenauers erster Innenminister, der schon 1950 aus Protest gegen frühe Wiederbewaffnungspläne die CDU verlassen hatte und 1957 zur SPD stoßen sollte. Engagiert waren hier in einer eigenen Gruppe auch Frauen wie die Pädagogikprofessorin Klara Maria Faßbinder, die Journalistinnen Ingeborg Küster und Elly Steinmann, aber ebenso konservative Politikerinnen, darunter Maria Deku und Helene Wessel. Nach dem Verbot der KPD, das am 17. August 1956 durch den ersten Senat des Bundesverfassungsgerichts ausgesprochen worden war, schlossen sich auch etliche Kommunisten dieser und anderen Sammlungsbewegungen mit pazifistischer Programmatik an.



Demonstration gegen die Wiederbewaffnung und den Wehrdienst
am 24. März 1956 in München

Die Frage der atomaren Wiederbewaffnung provozierte nach der Etablierung der Bundeswehr noch größeren Protest. Der Friede «als politische Kategorie», wie ihn Dolf Sternberger definieren sollte, wurde zum Gegenstand erbitterter Auseinandersetzung zwischen Protestgruppen und Regierung.¹³⁵ «Zu viel Panzer, zu wenig Hirn», lautete 1957 das Motto eines Plakats, das einen Dinosaurier mit der Bildunterschrift «ausgestorben» zeigte.¹³⁶ Differenzierter, aber im Tenor ähnlich äußerten sich 18 Physiker – unter ihnen die vier Nobelpreisträger Max von Laue, Werner Heisenberg, Otto Hahn und Max Born – zum Thema. Ihre am 12. April 1957 veröffentlichte Göttinger Erklärung formulierte massive Bedenken gegenüber einer militärischen Anwendung der Kernspaltung: «Für ein kleines Land wie die Bundesrepublik glauben wir, daß es sich heute noch am besten schützt und den Weltfrieden noch am ehesten fördert, wenn es ausdrücklich und freiwillig auf den Besitz von Atomwaffen jeder Art verzichtet.»¹³⁷

Der Kanzler antwortete auf diese öffentliche Verlautbarung kühl, sie offenbare ein Fehlen von Hintergrundinformationen, die er den Unter-

zeichnern in einem persönlichen Gespräch gern vermittelt hätte, wären sie bei ihm vorstellig geworden.¹³⁸ Der in den Pressefehden der Weimarer Republik gestählte Publizist Kurt Hiller schimpfte daraufhin in einem Brief an Adenauer, diese «völlig undemokratische Abkanzelung einer Gruppe bedeutender, aus gründlicher Kenntnis und tiefer Verantwortung warnender deutscher Gelehrter» sei beispiellos. Er könne deshalb nur den «Wunsch erneuern, daß eine dem wahren Interesse des Vaterlandes fortgesetzt abträglich handelnde arrogante Null wie Sie raschestens von der politischen Bildfläche verschwinde».¹³⁹ Weniger aggressiv, doch in der Sache vergleichbar klar artikulierten sich auch diverse Zeitungen. Die harsche Äußerung des Kanzlers wurde als Affront gegen die renommierten Wissenschaftler und als eklatanter Mangel an Gesprächsbereitschaft missbilligt.¹⁴⁰ Dass Adenauers Bemerkung in zynischer Art unterstrich, wie wenig die kritische Intelligenz nach seiner Meinung im politischen Geschäft zu bestellen hatte, blieb das eigentliche Skandalon dieser Episode.

Aufgrund des positiven Echos, das die Göttinger Erklärung in der Presse fand, lenkte Adenauer jedoch untypischerweise ein und bot den Unterzeichnern ein Gespräch im Bundeskanzleramt an. Am 17. April 1957 kamen die Physiker Walther Gerlach, Otto Hahn, Max von Laue, Wolfgang Riezler und Carl Friedrich von Weizsäcker mit Adenauer, dem Verteidigungsminister Strauß sowie den Beratern Hallstein, Globke und Rust zusammen. Der Kanzler hatte die beiden Bundeswehrgenerale Adolf Heusinger und Hans Speidel beauftragt, den Gästen ein Referat zur strategischen Situation im Gegeneinander von NATO und Warschauer Pakt zu halten.¹⁴¹ Das Gespräch dauerte von zehn Uhr bis zum frühen Abend und endete zumindest im Äußeren versöhnlich. In einem Kommuniqué versicherte man, dass die Bundesrepublik vorerst keine eigenen Kernwaffen produzieren und mit entsprechenden Unterstützungsersuchen auch nicht die Wissenschaft konsultieren werde.¹⁴² Es blieben jedoch Zweifel an der Ernsthaftigkeit dieser Erklärung, vor allem in Hinblick auf die Aktivitäten von Strauß und den durch ihn massiv betriebenen Aufbau der Euroatom, deren Gründung am 25. März 1957 erfolgt war. Als staatenübergreifendes Projekt sollte sie die industrielle Nutzung der Kernenergie fördern, was militärische Anwendungen der Atomtechnologie einschließen konnte.

Adenauer bereitete der Widerstand der Gelehrten Sorgen, denn er wusste, dass auch die Mitglieder seiner Partei für die von ihnen aufgewor-

fenen Gewissensfragen empfänglich waren. Daher entschied er sich zu einem für ihn ungewöhnlichen Schritt: Er lud den renommierten Theologieprofessor Helmut Thielicke, einen Vertreter des konservativen Protestantismus, ins Bundeskanzleramt und bat ihn, auf dem bevorstehenden CDU-Parteitag in Hamburg ein Grundsatzreferat zu halten, das sich mit ethischen Aspekten verteidigungspolitischer Entscheidungen befassen sollte. Nähere Wünsche für die Argumentation äußerte er nicht, zeigte sich außerordentlich entgegenkommend und höchst charmant. Von seinem Gesprächspartner ließ er sich über moralisch-theologische Grenzfragen belehren und reagierte erleichtert, als dieser ein großzügiges Verständnis für den zuweilen notwendigen taktischen Umgang mit der Wahrheit offenbarte.¹⁴³ Thielicke, der zuvor schon eine ähnliche Einladung des schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Kai-Uwe von Hassel ausgeschlagen hatte, konnte das Angebot des Kanzlers nicht ablehnen, zumal er freie Hand bei der Ausgestaltung seiner Thesen haben sollte und dabei ««soviel an Kritik auf den Tisch legen»» durfte, wie er wollte.¹⁴⁴ Sehr großzügig gestand ihm Adenauer zudem eine ausgedehnte Redezeit zu, damit er seine Überlegungen ausführlich entwickeln konnte.

So kam es, dass Thielicke am 13. Mai 1957 in Hamburg vor den Parteitagsdelegierten ein episch breites Referat über *Verantwortung und Gewissen im Atomzeitalter* hielt.¹⁴⁵ Sehr umständlich argumentierte er gegen das gängige Vorurteil, dass die Politik nur strategischem Kalkül folge, ohne über einen moralischen Kompass zu verfügen. Dabei müsse eine systematische Bestimmung berücksichtigt werden, die das Verhältnis von ethischer und praktischer Verantwortung betreffe. Falsch sei es, individuelle Gewissensfragen von der Ebene der Entscheidungen abzukoppeln. Thielicke wendete sich gegen einen radikalen Pazifismus, der, wie die Denkschrift der Göttinger Physiker zeige, schon den ersten Schritt in die Atombewaffnung aus grundsätzlichen Erwägungen ablehnen müsse. Diese Haltung erzeuge aus Furcht vor der Weltzerstörung ein anderes Verhängnis, das er «Friede der Angst» nannte.¹⁴⁶ Der von Furcht getragene Pazifismus schaffe aber keinen rationalen Schutz gegen die Bedrohungen eines Krieges und berge das hohe Risiko jenes naiven Fatalismus, der hoffe, mittels gutgemeinter Appelle die Welt bessern zu können.

Im nächsten Schritt hob Thielicke die Notwendigkeit hervor, in Krisenzeiten die Räume für Entscheidungen nicht a priori durch starre Prin-



Konrad Adenauer mit Helmut Thielicke (2. v. r.) auf dem CDU-Kongress am 12. Mai 1957 in Hamburg

zipien festzulegen, sondern hinreichend offenzuhalten, um konkrete Herausforderungen mit geschmeidigeren Reaktionsmustern beantworten zu können. Diese Ausrichtung an der Flexibilität und Okkasionalität politischer Konzepte passte sehr genau zu Adenauers pragmatischem Kalkül, nicht nur in der Atomfrage. Der Theologe segnete die Position des Kanzlers ab, indem er sie als ethisch vertretbar und sinnvoll nobilitierte. Eine Gewissensentscheidung musste nicht zwangsläufig dogmatischen Prinzipien folgen, vielmehr konnte sie sich auch an praktischen Gegebenheiten und Möglichkeiten orientieren, ohne deshalb moralisch indifferent auszufallen.

Im Grunde wiederholte Thielicke damit, ganz gemäß der Motivationslage Adenauers, die topisch gewordene Differenzierung zwischen Verantwortungs- und Gesinnungsethik, die Max Weber 1919 entwickelt hatte. Der Verantwortungsethiker weiß, dass gute Zwecke gelegentlich durch zweifelhafte Mittel befördert werden können, definiert jedoch sein moralisches Denken unter Abwägung von Risiken und Chancen über das Erreichen seiner generellen politischen Ziele. Der Gesinnungsethiker

wiederum, wie ihn schon Weber im Typus des kritischen Intellektuellen verkörpert fand, wünscht sich lediglich, «daß die Flamme der reinen Gesinnung, z. B. des Protestes gegen die Ungerechtigkeit der sozialen Ordnung, nicht erlischt».¹⁴⁷ Thielicke griff das in seinen Überlegungen auf, indem er die Komplexität einer Gewissensentscheidung erläuterte, die aus der Verantwortung für das Machbare und dem Bewusstsein bestehender Risiken resultierte.

Thielickes Referat dauerte annähernd zwei Stunden, was nach mehrtägigen Beratungen und anstrengender Ausschussarbeit für alle Parteitagsdelegierten eine Strapaze bedeutete. Trotz solcher «Zumutungen» lösten die Darlegungen des Theologen starken Beifall aus, wie dieser nicht ohne Eitelkeit in seinen Lebenserinnerungen vermerkte.¹⁴⁸ Adenauer replizierte am Ende ausführlich, lobte den Vortrag und sprach überraschend offen von seinen eigenen inneren Nöten: «Es war für mich eine Gewissenssache, und ich war in einem sehr ernstem Konflikt mit mir selbst, ob ich Schritte tun sollte, um wieder eine Wehrmacht aufzustellen. Ich habe diesen Schritt nur getan, weil ich davon überzeugt war, daß sonst das deutsche Volk verloren sei.»¹⁴⁹ Der anhaltende Beifall, mit dem die Delegierten den Kanzler an diesem Punkt bedachten, verriet hörbar, dass viele unter dem Vorwurf einer Politik ohne moralische Orientierung gelitten hatten. Für sie vollzog Thielickes Vortrag auch eine Anerkennung ihrer eigenen Gewissensnöte, die nicht allein von den Gegnern der Aufrüstung reklamiert werden durften. Mit dem öffentlich stark beachteten Auftritt des Theologen gewann die CDU im Streit um die Atombewaffnung für den Moment ein Stück Deutungshoheit zurück. Es war aber nur eine vorübergehende Befreiung vom Druck der moralischen Debatte, die Publizisten und Schriftsteller dem Kanzler aufzwingen.

Auch etliche Vertreter der Vorkriegsgeneration, darunter Axel Eggebrecht, Hans Henny Jahnn, Erich Kästner und Thomas Mann, kritisierten die Wiederbewaffnung. Bertolt Brecht erklärte in einem *Offenen Brief an den Deutschen Bundestag Bonn*, er sei gegen jede Art der Wehrpflicht und empfehle, da es um Leben und Tod gehe, eine Volksbefragung.¹⁵⁰ Im März 1956 bildete sich der *Grünwalder Kreis* gegen die Atombewaffnung; am 4. September 1957 beschloss eine Schriftstellerversammlung in Bonn, an der Autoren wie Stefan Andres, Hans Henny Jahnn, Martin Kessel und Wolfgang Weyrauch teilnahmen, ein Manifest zur kriegsspezifischen

Nutzung der Atomenergie; im Herbst 1957 erschien der Aufruf *Frauen gegen die Atombewaffnung* mit Unterzeichnerinnen wie Ilse Aichinger, Gertrud von le Fort und Luise Rinser; am 10. März 1958 veröffentlichte die seit April 1957 bestehende Bewegung *Kampf dem Atomtod* eine Resolution, der sich mehr als hundert Schriftsteller, Maler, Regisseure und Schauspieler anschlossen. Auffallend war lediglich, dass das akademische Milieu kaum repräsentiert war, weil es dort offenkundig noch zum guten Stil gehörte, sich zu politischen Fragen nicht zu äußern. Selbst die neomarxistisch orientierten Vertreter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, das Theodor W. Adorno und Max Horkheimer nach der Wiederkehr aus der amerikanischen Emigration neu aufgebaut hatten, hielten sich mit publizistischem Engagement zurück. Aus ihrem Kreis exponierte sich nur der junge, 28-jährige Jürgen Habermas, der im Mai 1958 in Frankfurt auf dem Römerberg bei einer großen Protestversammlung über die Verpflichtung zum Widerstand gegen eine falsche ‹Politik der Stärke› sprach und ‹Unruhe› als ‹erste Bürgerpflicht› deklarierte.¹⁵¹ Von seinen akademischen Lehrern Adorno und Horkheimer, die Habermas' Auftritt als unangemessene Anbiederung kritisierten, waren solche Töne nicht zu hören, weil sie, wie auch in den folgenden Jahren, ein auf aktuelle Fragen bezogenes Engagement prinzipiell ablehnten.¹⁵²

Weniger politikfern gab sich der Philosoph Günther Anders, der 1956 in seiner großen Studie zur *Antiquiertheit des Menschen* die Atombombe als eine gegenüber dem Holocaust nochmals gesteigerte Form der umfassenden Zerstörung humaner Existenz beschrieben hatte.¹⁵³ Anders reiste nicht nur nach Hiroshima und Nagasaki, um dort mit Überlebenden des amerikanischen Luftangriffs vom August 1945 zu sprechen, sondern engagierte sich auch sehr ausdauernd im Kampf gegen Wiederbewaffnung und Atomrüstung. Gemeinsam mit dem Theologen Helmut Gollwitzer arbeitete er für die Zeitschrift *Das Argument*, die schnell zur publizistischen Plattform des Protests wurde. Der Lyriker Hans Magnus Enzensberger bilanzierte im Juli 1958 den ersten Ertrag der neuen Bewegung: «Seitdem und soweit die Deutschen das Recht und die Möglichkeit, sich politisch zu äußern zurückgewonnen haben, ist es zu keiner stärkeren Kundgebung ihres Willens gekommen, als in der Kampagne gegen die atomare Aufrüstung der Bundeswehr. Die Bundesregierung scheint diese oppositionelle Bewegung nach Intensität und Umfang zu unterschätzen,

wenigstens legt die Primitivität, mit der sie glaubt, ihre mißliebigen Äußerungen abwürgen zu können, diese Vermutung nahe.»¹⁵⁴ Die bald zum Ritual werdenden sogenannten Ostermärsche dokumentierten ab 1960 den Widerstand gegen Adenauers Politik, der zwar nie die breite Bevölkerung einschloss, aber zum zweiten Mal in der jungen Geschichte der Bundesrepublik nach der «Ohne-mich»-Bewegung ein sichtbares Maß öffentlicher Opposition jenseits der Parlamente anzeigte. Anders als noch zu Beginn der fünfziger Jahre hatten sich nun erste Formen eines festen Protestverhaltens mit Resolutionen, Aufrufen, Demonstrationen und Kongressen etabliert, die außerhalb der Parteien und sonstiger verfassungsrechtlich definierter Organisationsmodelle politische Meinungen zur Geltung brachten. Ihre kreative Leistung beruhte darin, dass sie, wie Niklas Luhmann schrieb, die Themen des Widerstands «spezifizierten», indem sie das, wogegen protestiert wurde, in sprachlichen, symbolischen und rituellen Ausdrucksmustern sichtbar machten.¹⁵⁵

Ende März 1958 beschloss der Bundestag nach mehrtägigen scharfen Debatten gegen die Stimmen der Opposition für den Fall gescheiterter Abrüstungsgespräche die Ausstattung der Bundeswehr mit «modernen» – das hieß: atomaren – Waffen.¹⁵⁶ Am 2. April 1958 konstituierte sich das Münchner *Komitee gegen Atomrüstung*, zu dem eine beeindruckend große Zahl von Schriftstellern und Publizisten, Gelehrten und Künstlern der unterschiedlichsten Generationen gehörte. Es war eng mit der Gruppe 47 assoziiert, aus deren Kreis es sich maßgeblich zusammensetzte. Wolfgang Koeppen zählte ebenso zu den Mitgliedern wie Ingeborg Bachmann, Erich Kästner oder der Regisseur Fritz Kortner und der Schauspieler Victor de Kowa. Hans Werner Richter übernahm die Rolle des Sprechers, auch deshalb, weil er bereits über Erfahrungen auf diesem Feld verfügte; so hatte er zwei Monate zuvor in London eine europäische Konferenz zur Atomrüstung mitorganisiert, bei der er mit der jungen Studentin Ulrike Meinhof aneinandergeraten war, die lautstark die Sitzungen störte und größere Radikalität im Kampf gegen einen neuen Militarismus forderte.¹⁵⁷ Richter setzte sich fortan unermüdlich für das Komitee ein und warb öffentlich um Spenden, was ihm prompt in München eine polizeiliche Hausdurchsuchung bescherte, die vermutlich von Reinhard Gehlen, dem Chef des Bundesnachrichtendienstes angeordnet worden war.¹⁵⁸

Richter bereitete Kundgebungen vor, betrieb Pressearbeit und bemühte sich um weitere Mitglieder. Dabei legte er großen Wert auf politische Unabhängigkeit, was ihn regelmäßig in Konflikt mit SPD-Funktionären brachte, die den Protest der Künstler und Intellektuellen gern als Votum für ihr Programm gedeutet hätten. Die Mehrzahl der Mitglieder des Komitees wollte sich jedoch nicht vor den Karren einer Organisation spannen lassen. Noch schien es undenkbar, dass Intellektuelle öffentlich für die Sozialdemokratie Wahlwerbung machten, wie das 1961 in der ersten Kampagne für Willy Brandt der Fall war. «Die Parteien teilen das Volk sehr ungerecht und über den Kamm in große Interessengruppen. Wo aber sollen die wertvollen Minderheiten unterkriechen?» fragte Peter Rühmkorf im Mai 1957.¹⁵⁹

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de